NR. 7 1914

Die weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

MÄRZ

INHALT:

Rainer Maria Rilke, Puppen / Karl Otten, Mistra; aus Albanien / Otto Kaus, Flaubert und Dostojewski / Gottfried Benn, Ithaka / M. Benemann, Drei Gedichte / Henriette Hardenberg, Verse / Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen / Paul Boldt, Der Versuch zu lieben / Oskar Loerke, Das Goldbergwerk / Gottfried Kölwel, Vier Gedichte / Gustav Meyrink, Der Golem / Feststellungen

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

SIEBENTES HEFT 1. JAHRGANG MÄRZ 1914

INHALT:

Seite

Rainer Maria Rilke, Puppen (Zu den Wachspuppen von Lotte Pritzel) 635

Karl Otten, Mistra, aus Albanien 643

Otto Kaus, Flaubert und Dostojewski 646

Gottfried Benn, Ithaka 672

M. Benemann, Drei Gedichte 681

Henriette Hardenberg, Verse 684

Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen 686

Paul Boldt, Der Versuch zu lieben 691

Oskar Loerke, Das Goldbergwerk 695

Gottfried Kölwel, Vier Gedichte 717

Gustav Meyrink, Der Golem 720

Feststellungen 738

Die Argonauten. Eine Monatsschrift / Familie / Statistik / Reik, Arthur Schnitzler / Der Einzug des van der Goes / Hugo von Hofmannsthal, Die Wege und die Begegnungen / E. W. Bredt, Häßliche Kunst? / Der Dom in Gefahr / Stefan George, Der Stern des Bundes / Olaf Gulbransson, Fünfzig unveröffentlichte Zeichnungen / Der Blick. Eine Kunstzeitschrift

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1914 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 7 MÄRZ 1914

PUPPEN

Zu den Wachspuppen von Lotte Pritzel

UM den Umkreis zu bestimmen, in den die Existenz dieser Puppen fällt, könnte man von ihnen vermuten, daß es ihrem Dasein gegenüber keine Kinder gibt, dies wäre gewissermaßen die Vorbedingung ihres Entstehens gewesen, daß die Welt der Kinder vorüber sei. In ihnen ist die Puppe endlich dem Einsehen, der Teilnehmung, der Lust und dem Kummer des Kindes entwachsen, sie ist selbständig, sie ist groß geworden, frühalt, sie hat alle Unwirklichkeiten ihres eigenen Lebens angetreten.

Wie bei gewissen Studenten, hat man sich nicht auch vor den dicken, unveränderlichen Kinderpuppen tausendmal gefragt, was später aus ihnen würde? — Sind nun hier die Erwachsenen zu jenen, von echten und gespielten Gefühlen überpflegten Puppen-Kindheiten? Sind hier ihre, in menschlich übersättigte Luft flüchtig hineingespielten Früchte? Die Scheinfrüchte, deren Keime nie zur Ruhe kamen, bald von Tränen fast fortgewaschen, bald der glühenden Dürre der Wut ausgesetzt oder der Öde des Vergessenseins, eingepflanzt in die weichste Tiefe einer maßlos sich versuchenden Zärtlichkeit und hundertmal wieder herausgerissen, in einen Winkel geschleudert zu kantigen, zerbrochenen Dingen, verschmäht, verachtet, abgetan.

Ernährt mit Scheinspeise wie der »Ka«, das Wirkliche, wo's ihnen durchaus sollte beigebracht werden, verwöhnt an sich verschmierend, undurchdringlich und in dem äußersten Zustand vorweggenommener Dickigkeit unfähig, auch nur einen Tropfen Wasser an irgend einer Stelle einzunehmen, ohne eigenes Urteil, nachgiebig gegen jeden

Lappen und doch, wenn er einmal angeeignet war, ihn auf eine besondere Art besitzend, nachlässig, selbstgefällig, unrein, nur im Augenaufschlag einen Moment wach, dann sofort mit den unverhältnismäßigen berührbaren Augen offen hinschlafend, wohl kaum imstande zu unterscheiden, ob das mechanische Lid auf ihnen liegt, oder jener andere Gegenstand, die Luft, träge: hingeschleift durch die wechselnden Emotionen des Tages, in jeder liegen bleibend, wie ein Hund zum Mitwisser gemacht, zum Mitschuldigen, aber nicht wie er empfänglich und vergeßlich, sondern eine Last in beidem, eingeweiht in die ersten namenlosen Erfahrungen ihrer Eigentümer, in ihren frühesten unheimlichen Einsamkeiten herumliegend wie mitten in leeren Zimmern, als ob es nur gälte, das neue Geräumige mit allen Gliedern grob auszunutzen, — mitgezogen in die Gitterbetten, verschleppt in die schweren Falten der Krankheiten, in den Träumen vorkommend, verwickelt in die Verhängnisse der Fiebernächte: so waren jene Puppen. Denn sie selber bemühten sich nie in alledem, lagen dann vielmehr da am Rande des Kinderschlafs, erfüllt höchstens von dem rudimentären Gedanken des Hinunterfallens, sich träumen lassend, wie sie's gewohnt waren, am Tag mit fremden Kräften unermüdlich gelebt zu sein.

* * *

Wenn man überlegt, wie dankbar Dinge sonst für Zärtlichkeiten sind, wie sie unter ihnen sich erholen, ja wie ihnen ‹wenn man sie nur liebt› selbst die härteste Abnutzung noch als eine zehrende Liebkosung anschlägt, unter der sie zwar schwinden, aber gleichsam ein Herz annehmen, das sie um so stärker durchdringt, je mehr ihr Körper nachgibt ‹fast werden sie dadurch in einem höheren Sinne sterblich und können jene Wehmut mit uns teilen, die unsere größte ist —›, wenn man dies überlegt und sich erinnert, welche feinfühlige Schönheit gewisse Dinge sich anzueignen wußten, die ins menschliche Leben ausführlich und innig einbegriffen waren, ich meine da nicht einmal, daß es nötig sei, in Madrid, durch die Säle der Armeria zu gehen und die Rüstungen, Helme, Dolche und Doppelhänder anzustaunen, in denen die reine, kluge Kunst des Harnischfegers unendlich übertroffen wurde durch ein Etwas, das der stolze und feurige

Gebrauch diesem Gewaffen hinzufügte, ich denke nicht an das Lächeln und Verweintsein im Innern oft getragener Steine, ich wage nicht, an eine gewisse Perle zu denken, in der das Ungewisse ihrer Unterwasserwelt zu so geistiger Bedeutung gesteigert war, daß die ganze Unkenntlichkeit des Schicksals in ihrem schuldlosen Tropfen sich zu beklagen schien, ich überspringe das Innige, das Rührende, das Verlassen-Nachdenkliche von vielen Dingen, die mich durch ihr schönes Eingewöhntsein ins Menschliche, da ich vorüberging, erschüttert haben, nur ganz einfache möcht ich rasch aufrufen: einen Nähstock, ein Spinnrad, einen häuslichen Webstuhl, einen Brauthandschuh, eine Tasse, den Einband und die Blätter einer Bibel, nicht zu reden von dem großen Willen eines Hammers, von der Hingebung einer Geige, von dem gutmütigen Eifer einer Hornbrille —, ja wirf nur jenes Spiel Karten auf den Tisch, mit dem so oft Patiencen gelegt worden sind, schon steht er im Mittelpunkt weher, längst anders überholter Hoffnungen. Wenn man sich dieses alles gegenwärtig machte und man fände im selben Augenblick — sie unter einem Haufen teilnahmsvollerer Dinge hervorziehend — eine unserer Puppen: sie würde uns fast empören durch ihre schreckliche dicke Vergeßlichkeit, der Haß, der, unbewußt, sicher immer einen Teil unserer Beziehungen zu ihr ausmachte, schlüge nach oben, entlarvt läge sie vor uns da, als der grausige Fremdkörper, an den wir unsere lauterste Wärme verschwendet haben, als die oberflächlich bemalte Wasserleiche, die sich von den Überschwemmungen unserer Zärtlichkeit heben und tragen ließ, bis wir wieder trocken wurden und sie in irgend einem Gestrüpp vergaßen. Ich weiß, ich weiß, wir mußten solche Dinge haben, die sich alles gefallen ließen. Der einfachste Verkehr der Liebe ging schon über unsere Begriffe hinaus, mit einer Person, die etwas war, konnten wir unmöglich leben und handeln, wir konnten uns höchstens in sie hineindrücken und in ihr verlorengehen. Der Puppe gegenüber waren wir gezwungen, uns zu behaupten, denn wenn wir uns an sie aufgaben, so war überhaupt niemand mehr da. Sie erwiderte nichts, so kamen wir in die Lage, für sie Leistungen zu übernehmen, unser allmählich breiteres Wesen zu spalten in Teil und Gegenteil, uns gewissermaßen durch sie die Welt, die unabgegrenzt in uns überging, vom Leibe zu halten. Wie in einem Probierglas mischten

wir in ihr, was uns unkenntlich widerfuhr, und sahen es dort sich färben und aufkochen. Das heißt, auch das erfanden wir wieder, sie war so bodenlos ohne Phantasie, daß unsere Einbildung an ihr unerschöpflich wurde. Stundenlang, ganze Wochen mochte es uns befriedigen an diesem stillhaltenden Mannequin die erste Seide unseres Herzens in Falten zu legen, aber ich kann mir nicht anders vorstellen, als daß es gewisse, zu lange Nachmittage gab, in denen unsere doppelten Einfälle ermüdeten und wir ihr plötzlich gegenüber saßen und etwas von ihr erwarteten. Möglicherweise lag dann eins von jenen Dingen in der Nähe, die von Natur häßlich und dürftig und deshalb voll eigner Ansichten waren, der Kopf eines Kaspers, der nicht umzubringen war, ein halbzerbrochenes Pferd, oder etwas, was Lärm machte und es ohnehin kaum erwarten konnte, uns und diese ganze Stube mit allen Kräften zu übertönen. Aber wenn nicht, wenn nichts dalag und uns auf andere Gedanken brachte, wenn jenes beschäftigungslose Geschöpf fortfuhr, sich schwer und dumm zu spreizen, wie eine bäurische Danaë nichts anderes kennend, als den unaufhörlichen Goldregen unserer Erfindung: ich wollte, ich könnte mich entsinnen, ob wir dann aufbegehrten, auffuhren und dem Ungeheuer zu verstehen gaben, daß unsere Geduld zu Ende wäre? Ob wir dann nicht, zitternd vor Wut, vor ihr standen und wissen wollten, Posten für Posten, wofür sie unsere Wärme eigentlich gebrauche, was aus diesem ganzen Vermögen geworden sei? Dann schwieg sie, nicht aus Überlegenheit, schwieg, weil das ihre ständige Ausrede war, weil sie aus einem nichtsnutzigen, völlig unzurechnungsfähigen Stoff bestand, — schwieg und kam nicht einmal auf den Gedanken, sich darauf etwas zugute zu tun, ob es ihr gleich zu großer Bedeutung verhelfen mußte in einer Welt, in der das Schicksal, ja Gott selber, vor allem dadurch berühmt geworden sind, daß sie uns anschweigen. Zu einer Zeit, wo noch alle bemüht waren, uns immer rasch und beschwichtigend zu antworten, war sie, die Puppe, die erste, die uns jenes überlebensgroße Schweigen antat, das uns später immer wieder aus dem Raume anhauchte, wenn wir irgendwo an die Grenze unseres Daseins traten. Ihr gegenüber, da sie uns anstarrte, erfuhren wir zuerst ⟨oder irr ich mich?⟩ jenes Hohle im Gefühl, jene Herzpause, in der einer verginge, wenn ihn dann nicht

die ganze, sanft weitergehende Natur, wie ein Lebloses, über Abgründe hinüberhöbe. Sind wir nicht wunderliche Geschöpfe, daß wir uns gehen und anleiten lassen, unsere erste Neigung dort anzulegen, wo sie aussichtslos bleibt? So daß überall in den Geschmack jener unüberlegtesten Zärtlichkeit die Bitternis sich verteilte, daß sie vergeblich war. Wer weiß, ob nicht mancher später, draußen im Leben, aus solchen Erinnerungen den Verdacht nimmt, daß er nicht zu lieben sei? Ob nicht in dem und jenem seine Puppe heillos weiterwirkt, so daß er hinter vagen Befriedigungen her ist, einfach aus Widerspruch gegen das Unbefriedigtsein, mit dem sie sein Gemüt verdorben hat? — Ich entsinne mich, auf dem Herrenhaus eines abgelegenen russischen Gutes, in den Händen der Kinder, eine alte vererbte Puppe gesehen zu haben, der die ganze Familie ähnlich sah. — Es könnte ein Dichter unter die Herrschaft einer Marionette geraten, denn die Marionette hat nichts als Phantasie. Die Puppe hat keine und ist genau um so viel weniger als ein Ding, als die Marionette mehr ist. Aber dieses Wenigersein-als-ein-Ding in seiner ganzen Unheilbarkeit, enthält das Geheimnis ihres Übergewichts. An die Dinge muß sich das Kind gewöhnen, es muß sie hinnehmen, jedes Ding hat seinen Stolz. Die Dinge dulden die Puppe, keines liebt sie, man könnte meinen, der Tisch wirft sie ab, kaum sieht man fort, liegt sie schon wieder auf dem Fußboden. Anfänger der Welt, die wir waren, konnten wir über nichts überlegen sein, als höchstens über einen solchen halben Gegenstand, der uns hingelegt worden war, wie man den Tieren in den Aquarien einen Scherben hinlegt, damit sie an ihm ein Maß und Kennzeichen ihrer Umwelt fänden. Wir orientierten uns an der Puppe. Sie lag tiefer von Natur, so konnten wir unmerklich gegen sie abfließen, uns in ihr sammeln und, wenn auch ein wenig trübe, die neuen Umgebungen in ihr erkennen. Aber wir begriffen bald, daß wir sie weder zu einem Ding noch zu einem Menschen machen konnten, und in solchen Momenten wurde sie uns zu einem Unbekannten, und alles Vertrauliche, womit wir sie erfüllt und überschüttet hatten, wurde uns unbekannt in ihr.

Daß wir dich aber dann doch nicht zum Götzen machten, du Balg, und nicht in der Furcht zu dir untergingen, das lag daran, will ich dir sagen, daß wir dich gar nicht meinten. Wir meinten etwas ganz

anderes, Unsichtbares, das wir über dich und uns, heimlich und ahnungsvoll, hinaushielten, und wofür wir beide gleichsam nur Vorwände waren, eine Seele meinten wir: die Puppenseele.

* * *

Große mutige Seele des Schaukelpferds, du Wellenbadschaukel des Knabenherzens, die die Spielzimmerluft aufregte, daß sie wie über den berühmten Schlachtfeldern der Erde sich überschlug, stolze, glaubwürdige, fast sichtbare Seele. Wie du die Mauern, die Fensterkreuze, die täglichen Horizonte zum Schwanken brachtest, als rüttelten schon die Stürme der Zukunft an diesen überaus vorläufigen Übereinkünften, die, im Anstehn der Nachmittage etwas so Unüberwindliches annehmen konnten. Ach wie rissest du einen, Schaukelpferdseele, hinaus und hinüber ins unaufhaltsam Heldische, wo man heiß und glorios unterging mit der schrecklichsten Unordnung in den Haaren. Dann lagst du daneben, Puppe, und hattest nicht soviel Unschuld zu begreifen, daß dein heiliger Georg das Tier deiner Stumpfheit unter sich wiegte, den Drachen, der unsere flutendsten Gefühle in dir zur Masse werden ließ, zu einer perfiden gleichgültigen Unzerbrechlichkeit. — Oder du, überzeugte Seele der Trambahn, die in uns fast überhand nehmen konnte, wenn wir nur mit einigem Glauben an unsere Wagennatur in der Stube herumfuhren. Seelen, ihr, aller der einsamen Spiele und Abenteuer, einfältig gefällige Seele des Balls, Seele im Geruch der Dominosteine, unerschöpfliche Seele des Bilderbuchs. Seele der Schultasche, gegen die man schon ein wenig mißtrauisch war, weil sie's oft ganz offen mit den Erwachsenen hielt, taube Trichterseele der braven, kleinen Blechtrompete: wie wart ihr alle leutselig und beinahe greifbar. Nur du, Puppenseele, von dir konnte man nie recht sagen, wo du eigentlich warst. Ob du dich gerade bei einem aufhieltest, oder bei der schläfrigen Kreatur da drüben, der man dich beständig einredete, sicher verließen wir uns oft einer auf den anderen und am Ende hielt dich keiner, und du wurdest mit Füßen getreten. Wann warst du eigentlich jemals gegenwärtig? Am Geburtstagsmorgen vielleicht, wenn eine neue Puppe dasaß und sich fast etwas Körperwärme aneignete von dem noch warmen Kuchen neben ihr? Oder am Vorabend von

Weihnachten, wenn die bisherigen Puppen die überwiegende Nähe der künftigen ahnten durch die seit Tagen unzugängliche Zimmertür? Oder, mit mehr Wahrscheinlichkeit, wenn eine Puppe so plötzlich hinfiel und häßlich wurde: da war's eine Sekunde, als überraschte man dich. Auch, glaube ich, warst du imstande, so ungenau wehzutun wie beginnender Zahnschmerz, von dem man noch nicht weiß, wo er eigentlich sein wird, wenn die Lieblingspuppe Anna plötzlich verloren ging, nie wiedergefunden werden sollte in alle Ewigkeit: weg war. Aber im Grunde war man so beschäftigt, dich zu erhalten, daß man keine Zeit hatte, dich festzustellen. Ich habe kein Urteil darüber, wie es ist, wenn ein kleines Mädchen stirbt und eine ihrer Puppen ⟨vielleicht eine, die bis dahin recht vernachlässigt war⟩ nicht von sich läßt, auch ganz zuletzt nicht, so daß das arme Ding, ordentlich dürr und welk von der heiß zehrenden Fieberhand, ins Ernste, Endgültige mit hineingerissen wird: ob dann ein bißchen Seele sich in ihm sammelt, neugierig, eine wirkliche Seele zu sehen?

* * *

O Puppenseele, die Gott nicht gemacht hat, du, von einer unbesonnenen Fee launisch erbetene, von einem Götzen mit Überanstrengung ausgeatmete Ding-Seele, die wir alle, halb ängstlich, halb großmütig, erhalten haben und aus der keiner sich völlig zurücknehmen kann, — o Seele, die nie recht getragen worden ist, die immer nur, beschützt von allerhand altmodischen Gerüchen, in Aufbewahrung war ⟨wie die Pelze im Sommer⟩: siehe, da sind nun in dich die Motten gekommen. Zu lange hat man nicht mit dir gerührt, nun schüttelt dich eine Hand, besorgt und mutwillig zugleich, — sieh sieh, da flattern aus dir alle die kleinen wehleidigen Falter hervor, unbeschreiblich sterbliche, die im Augenblick, da sie zu sich kommen, schon anfangen, von sich Abschied zu nehmen.

So haben wir dich am Ende recht zerstört, Puppenseele, indem wir dich in unseren Puppen zu pflegen meinten, sie waren wohl schon die Larven, die dich ausfraßen —, da erklärt es sich auch, daß sie so dick und träge waren und daß an sie keine Nahrung mehr anzubringen war.

Nun flüchtet dieses neue, scheue Geschlecht hervor und flattert

durch unser dunkles Gefühl. Sieht man es, man möchte sagen, daß es kleine Seufzer sind, so dünn, daß für sie unser Ohr nicht mehr ausreichte, sie erscheinen, schwindend, an der schwankendsten Grenze unseres Gesichts. Denn dies allein beschäftigt sie: hinzuschwinden. Geschlechtlos wie die Kinderpuppen selbst es waren, finden sie keinen Untergang in ihrer anstehenden Wollust, die nicht Zufluß noch Abfluß hat. Es ist, als verzehrten sie sich nach einer schönen Flamme, sich falterhaft hineinzuwerfen ‹und dann müßte der augenblickliche Geruch ihres Aufbrennens uns mit grenzenlosen, nie gewußten Gefühlen überfluten›. Wie man das so denkt und aufsieht, steht man, fast erschüttert, vor ihrer wächsernen Natur.

Rainer Maria Rilke.

MISTRA, AUS ALBANIEN

DER Morgen senkte die zitternden Lote seiner ungewissen Blicke auf die Ebene zu Füßen dem Taygetos, die noch fröstelnd vom Tau der Nacht verschauerte. Mit der steigenden Sonne, die weit hinter der Berge Granitgewölben anschwoll, schrumpften Nebel und Dunst zu Schatten, die Kälte und Blindheit um uns senkten.

»Die Quelle hier am Grund der steilen, schwarzen Höhe, entstand durch ein Erdbeben. Qualm und Feuer brachen plötzlich aus den Klüften und dann versiechte das Wasser oben in der Stadt, das letzte Lebendige von Anbeginn zog sich zurück aus ihren Trümmern und Gräbern. Nun mahlt die Sonne gelben Staub aus ihren Steinen. Um uns aber wachsen und blühen Reben und Zypressen, und den Ziegen fehlt es nie an saftigem Gras auf den Weideplätzen der Niederung.«

Der Sohn des Popen Papanikolaou deutete seitwärts vom Taygetos auf eine gelbe Felswand. Ockerfarben rauchte Lohe trocken in die blendende, gesättigte Bläue des Firmamentes.

Im Zickzack führten Maultiersteige zwischen hohen gelben Mauern hinan, aus deren Fugen buntes Unkraut leise wuchert. Klagend öffnet sich endlich der Weg wie eine Trompete. Uralte Steine sind kantig, hartnäckig schief eingelassen, wie Keime felsiger Saat ragen sie spitz empor. Dazwischen wackelt Gras, mannshoch, trübe und schmutzig. Ein breites ungeschmücktes Tor springt vorsichtig über den Kehricht. In seinem Schatten lauert hinterhältig die erste Kirche, glühendrot. Eingestürzt und knöchern klafft die Krypta, von Gestrüpp wirr umhaart, eine Kuppel rollt trübe grüne Ziegel, Schuppen fauler Fische gleichend. Hohe Häuser, durchlöchert, ohne Fenster. Kubische Backöfen zweckloser Gluten, rechts und links Ruinen einödiger Paläste, gebraten in der Tage Hitze, gefroren in der feuchten Kälte der Nächte. Ratten, Füchse und Hyänen poltern und klabautern

durch das Gerümpel. O Stadt der Geister, hieratisch strenge Quaderstraßen. Ihr Kirchen mit den blassen und roten Heiligen, flach und zeigend, mit der Geste an die bröckelnden Mauern angeheftet. Hinter den Altären ärmliche Säcklein aus Kattun, Knochen der Arme und Beine, Schulterschaufeln, Schädel von Kindern klein und Weibern, wie Knicker im Säckchen aufgehängt. Die trockene Luft staut sich vom Dunst des Knochenmehls geschwängert und vergeht in sich. Ihr prächtigen Säulen schwersten Marmors mit den infantilen Kapitälen in Hast geschnitzt, Wirrnis und Angst der Ornamente, die Spiralen und Kurbeln und Knäuel in den Spinngewebeecken häufen. Der Pantokrator blickt auf Gras und Knochen, auf Staub und Moder aus streng gefesselten Mondaugen. Fledermäuse und Uhus hocken in den Nischen hinter dem pentelischen Gerüste des Ikonostasios. In diesem Kerker ließ Konstantinos Paläologos sich schmachten und von erruhter Größe umträumen. Hier schlug man ihm den Nacken durch und sein weicher Mund spie blaues Blut und biß in die grünende Erde.

Konzentrisch kreisen Gassen um schiefe Plätze, wo Grassamen flattert, vorne dröhnen deine Paläste wie Burgen, ihr Rücken knackt im Staub der Hütten. Trübes Leuchten vom glatten Glanz polierter Fensterkreuze! Angst der Brücken, Flucht versprengter Straßen, erstickt im Mörtelstaub, Bruch und Trümmersturz. Euch wusch der Regen der Gewitter blind, was die Blutträne deiner Völker nicht vermochten, von raschem Tode dahingerafft. Atemlosigkeit und Zug und verklammerte Angst deiner Wege. Hier sollten Europas Bordelle angepflanzt werden. Beim Schein des dicken Mondes, der des Taygetos rissige Flanken abwärts kugelt, erheben sich Georgios, Leonidas, Loukas aus ihren Höhlen, rappeln sich die Skelette aus den Massengräbern. Mörder auf Weg und Steg, Hinterhalt, Verrat, Erpressung. Wie ließe sich das letzte Geheimnis der Raffinesse dieser Weiber kristallisieren! Und die Angst vor dem Mord und die Mysterien der roten Laterne. Die trüben Gefängnisse von Athen und Nauplia müssen her und die Irren aus den Klöstern Thrakiens.

Die letzte Rettung für euer Siechtum, für den Sturz in die Tiefe der Verwesung ist das Kloster der Frauen, das offen wie ein Schoß am Berge klebt. Festung der Keuschheit, mauergekrönt, Zinnen aus Bernstein, funkelnde Tiefe der Goldmosaiken im Hallen der Gewölbe.

Ihr Nonnen, die ihr im Hof in starrer Stummheit schleicht, ihr müßt eure Gewänder wechseln! Fort mit den verwaschenen, verschossenen Kaftans, die olivenfahle Trübnis hilflos spiegeln. Gott steh euch bei! Ihr wurdet fett und mundfaul und eure Zöpfe sind Dochte, die nunmehr Schweiß saugen. Das Öl der Frömmigkeit habt ihr verbrannt und nun jammert ihr dem Heiland-Bräutigam eures Singsangs ungestillte Trostlosigkeit zu, bis an euren Tod. Und ihr werdet eurer Knochen liebliches Rund den brüchigen Skeletten zugesellen zu freudlosem Todesbeischlaf.

Nonnen Mistras, ihr verkörpert die muffige Unfruchtbarkeit des Todes dieser Stadt. Ihr macht sie lebendig, ihr infiziert sie immer wieder mit unstillbarer Sucht nach Enkeln. Aber die Straßen und Häuser, die Kirchen und Ställe sind monotonen Schicksals geborstene Krüge. Soviele Fenster soviel Blindheit, soviel Brücken soviel Dürre, soviel Dächer soviel Blöße, soviel Kuppeln soviel Schweigen und Bosheit. Du stummes Tier in der Haut des Berges, du maskierte Leiche mit dem Visier des Goldes, noch niemand erkannte ich dich von der Ebene aus. Du bist schamlos und zwingst uns in deinem Leib zu wühlen, du öffnest Gruben und Fallen um uns zu Fall zu bringen. Die rosigen Brüste deiner Kuppeln, die braunen Haare deiner lechzenden Steingefilde schmachten lüstern aus der Front.

Schützender Traum des letzten Byzantiners! Der Moslem trieb die Schafe deiner Wehren in das Bett der reißenden Tiefe, ertränkte deine Wälle mit Blei und schminkte deine Wege mit Blut. Die Häute deiner Weiber wehten von den Beinknochen deiner Männer und deine Gewölbe bersten von Kadavern und Spinnen. Nun walten Mumien braun und dürr der Stille. Ihr Atem weht Staub, geschwängert von widerlichem Duft. Von oben sendet der Lawinenrutsch und -stoß Felsgeröll, Sand und Bäume, deine letzten Stützen einzurammen. Das Maultier, das den Nonnen Mehl und Wasser zuträgt, muß jedes Frühjahr andere Wege suchen. Bis die letzte den weißen Schleier unterm Kinn zum Stricke windet und mit dem Kopfe: Tod! in den Wind der Berge läutet.

Karl Otten.

FLAUBERT UND DOSTOJEWSKI

GRUNDRISS EINES VERGLEICHES

»Wir nehmen keine Durchschnittsphilosophie an, denn wir glauben an das Ende, sehen das Ende, wollen das Ende, denn wir selbst — sind ein Ende, oder wenigstens der Anfang vom Ende.«

Mereschkowsky.

AUF die Gefahr hin, des ärgsten Ästhetizismus geziehen zu werden, möchten wir von der Behauptung ausgehen, daß keine Nation, keine Volkseinheit, keine von jenen natürlichen Größen, welche durch das Fluidum Sprache zusammengehalten werden, sterben kann, auszusterben wagt, ohne ganz bestimmte Möglichkeiten verwirklicht zu haben, die, gesondert betrachtet, einen ausschließlich künstlerischen Wert zu haben scheinen. Die Künstler haben allerdings alle persönlichen Beziehungen zum sogenannten Leben größtenteils aufgelassen, um sich auf einen diplomatischen Verkehr mit den unmittelbaren Realitäten zu beschränken (die da heißen: Geld, Publikum usw.), um ein Ideal aufzustellen, das zwischen Sein und Unsein hängend eine ewig quälende Frage gebiert, anstatt eine ewig gültige Antwort zu schaffen. Nun: das Hinhorchen nach diesem beständig lispelnden, murmelnden, gurgelnden Rätsel, das Herumschleichen um das Lager der Sphinx, das kosmische Nichts-Wissen und Nichts-Wissen-Wollen können so viel zehrende Wollust und freudige Pein mitteilen, daß ein schmerzlicher Verzicht in der Einsicht liegt, jede bisher erreichte künstlerische Vollendung sei in jedem einzelnen Falle nur in vollkommener Übereinstimmung mit einer nationalen Eigenart erreicht worden. Der Beweis dafür ist am leich-

testen durch die Beobachtung gegeben, daß gerade die extremsten Realisierungen ästhetischer Möglichkeiten am deutlichsten die Entfernungen ahnen lassen, welche Volk von Volk trennen. Obwohl eine beängstigende Analogie aus allem Gedanklichen jener Werke herausgelesen werden kann, die man als »klassisch« ansehen muß, obwohl die Zauberformeln, Schlußfolgerungen, Wahrheiten und Lügen letzten Endes immer dieselben sind, obwohl überall der Stein der Weisen ein Synonym für Gold ist, obwohl überall dieselbe Sonne aufgeht, derselbe Mond scheint, derselbe unbekannte Gott waltet. Jedes Volk, jeder Mensch steht am Ende seiner Tat oder seines Lebens vor derselben Mauer, dem gleichen Abgrund.

Aber die Wege, auf denen er zu seinem Ziele gelangt, sind bei jedem verschiedene. Der Tod gleicht alle Unterschiede aus, aber Krankheiten gibt es viele.

Flaubert und Dostojewski standen beide vor derselben Aufgabe: das Epos. Beide haben ihre Aufgabe rühmlich vollbracht, so daß man die Empfindung hat, sie hätten nicht nur irgend ein Ausdrucksmittel ihrer Rasse vervollkommnet, erschöpft, sondern mehr: als hätten sie das ganze Schicksal ihres Landes beschleunigt, nach einer Seite hin erfüllt, als würden sie jetzt teilnehmen an jedem Sieg, an jeder Niederlage, als leisteten sie ihren Brüdern Gesellschaft bei der Arbeit und in der Muße, in Freud und Qual, im Wachen und Träumen. Man denkt durch sie, man spricht durch sie, man liebt durch sie, sie sind die Linse im Auge und ein Schleier über allen Dingen, ein Schleier, der nicht verhüllt, sondern aus Glanz und Licht gewoben zu sein scheint, denn die kleinen und großen Dinge empfingen die Gabe des eigenen Leuchtens, des sprechenden Lichtes. Beide Dichter bestanden dieselbe Prüfung, beide beantworteten das Rätsel der Sphinx mit der gleichen Lösung. Das stimmt so genau, daß es sich sogar an literar-historischen Begriffen nachweisen läßt: Frankreich und Rußland sind die einzigen europäischen Nationen, die ein realistisches Epos besitzen ⟨wobei wir unter Realismus den Gipfelpunkt des Klassizismus verstehen möchten⟩.

Daher leiten wir die Berechtigung ab, diese zwei Namen in einem Atem zu nennen. Mehr als sie einander gegenüberstellen, kann man unmöglich tun, zu vergleichen, das heißt: Analogien aufzudecken,

‹und Gegensätze sind auch Analogien, negativer Art› ist ein fruchtbares Beginnen nur bei Phänomenen, die sich in der Entwicklung befinden, fertige Tatsachen widerstreben jeder Annäherung. Ich glaube nicht, daß sich die beiden Dichter irgendwie befreundet hätten, gemeinsame Interessen, gemeinsame Gewohnheiten gefunden hätten, wenn sie sich in ihrem Leben jemals begegnet wären, — etwa zur Zeit, da Flaubert an der »Education sentimentale« und Dostojewski am »Idioten« schrieb. Es wäre bei einer kühlen Verbeugung geblieben. Der Franzose hätte sich höchstens über das linkische Benehmen des Russen gewundert und der Russe hätte sich gedacht: schon wieder so einer, der die Verderbnis aussät. ‹Vide: die Franzosen im »Spieler«.› Man denke nur an den Zwiespalt zwischen Dostojewski und dem romanisch angehauchten Turgenjeff, der wieder der beste Freund Flauberts war!

Denn das ist auch eine Tatsache, welche den engen Rahmen der puren Ästhetik sprengt: daß nur jenen Individuen die Fähigkeit gegeben wurde, »klassisch« zu wirken, welche es verstanden, die verborgenste Fiber ihres Fleisches mit dem hellsten Strahl ihres Geistes zu verweben, welche sich einem Prozeß der restlosen Entmaterialisierung unterwarfen, welche keinen Unterschied kannten zwischen Werk und Leben. Deren Dasein neben dem Werke wie ausgelöscht, in Demut versunken wirkt. Durch diese Einsicht dringt man in ein wild umstrittenes und geizig überwachtes Gehege. Und es scheint in der Tat von vornherein keine vernünftige Beziehung zwischen der Art und Sitte zu liegen, nach welcher ein Mensch geht, steht, liebt und ißt, und den Zielen, die er beim Schreiben und Schaffen verfolgt. Aber es ist von vornherein auch ein kunstfremdes Phänomen: daß ein Mensch im Sakko anders spricht, als ein Mensch in der Toga. Die Seele des Dichters ist doch einfach ewig, nicht wahr? und die Römer hatten auch einen Alltag? Harmonie der Farben und Linien, Kontrapunkt, Steigerung und Spannung sind überall möglich? Und doch sind das Dämme, Schranken, gegen welche Generationen und Generationen ihre Heere entsenden, ohne sie überwinden zu können. Bis einer kommt, dem die letzte Prüfung keine Prüfung ist, das letzte Opfer kein Opfer, der aus der größten Nähe zu den Dingen, die höchste Kunst, die letzte Ferne schafft.

Nicht als ob ihm dann alle Hilfsmittel mühelos zuströmten, auch seiner harren unendliche Mühen, blutige Niederlagen — aber der Erfolg ist eigentlich in ihm, noch bevor er einen Finger gerührt hat.

An Dostojewskis Werk haben die zehn Jahre Katorga und die Zwangsarbeit in Sibirien kaum einen geringeren Anteil, als seine rechte Hand, welche die unberechenbare Arbeit Wort für Wort, Buchstaben um Buchstaben praktisch erledigte. Flauberts Reise nach Ägypten ist wichtig wie irgend eines seiner Werke. Und zwar darf man die Bedeutung dieser Ereignisse nicht einfach daraus deduzieren, daß sie den Künstlern Stoff und Material boten; der Zusammenhang ist tiefer, intensiver. Die Reise nach Ägypten entspricht einer Eroberung der Welt, ist im Leben Flauberts, was im Leben Europas die Entdeckung Amerikas bedeutet. Wenn sie unterblieben wäre — nun, so wäre etwas Anderes, Gleichwertiges geschehen. Aber es mußte geschehen. Dostojewski trug Sibirien in sich, weil er ganz Rußland in seiner Seele trug; weil seine Seele bald wie ein Leichentuch über Rußlands Leiche lag, bald wie eine Fahne von der höchsten Zinne flatterte; er ertrug Sibirien so leicht, weil er schon hundert Belastungsproben durchgemacht hatte: jeder seiner Gedanken barg in sich das Klirren der Ketten, das Hämmern der Bergwerke, das Klatschen der Knuten. Den einen fesselt der Versuch, vor seinem Lande zu fliehen, die Seele seines Volkes ebenso zu verleugnen, wie er seine eigene Seele verleugnen möchte, stärker an seine Mission, als jede Vaterlandsliebe. Der andere sieht aus der tiefsten Schmach die alldurchdringende Erlösung wachsen.

* * *

Dabei gibt es wenige Künstler, die uns, sobald wir uns entschlossen haben, ihr Werk als Hintergrund ihrer Persönlichkeit, ihre Persönlichkeit als Hintergrund ihres Werkes in unser Blickfeld aufzunehmen, gleich diesen beiden in der ersten Impression so viel Enttäuschungen, so viel Erstaunen mitteilen. Es überfällt uns ein Gefühl der Befremdung, welches durch die wenigen Verständlichkeiten, die sich hier und da von selbst ergeben, nur noch ärger belastet wird. Denn alle unmittelbar auffallenden Analogien vertragen

nicht die leiseste Nachprüfung und schrumpfen zusammen, wenn man sie zu Eingangspforten zu besserem Verständnis erweitern will. Vage Analogien wären z. B. alle rein äußerlichen Übereinstimmungen, zwischen Leben und Oeuvre ‹wir haben einige schon genannt: »Salammbò« — Reise nach Ägypten »Erinnerungen aus einem Totenhaus« — Katorga, die Liebe zu Madame Schlesinger — Madame Arnoux, Dostojewskis Epilepsie — das periodische Irresein der Fürstin Mischkin›, ferner alles, was die »Rasse« durch einfachen aktuellen Kontakt abgefärbt zu haben scheint. Die Einfachheiten der Dichter sind ganz anderer Art, und eine unmittelbare Wärmeproduktion durch primitive Reibung ist bei ihnen ausgeschlossen, alle Strahlen, die von ihnen ausgehen, kommunizieren wohl mit Lichtquellen, die hinter, vor und neben ihnen stehen, aber beim Durchgang durch das Medium ihrer Seele sind die Ablenkungen und Reflexionen so vielfach und kompliziert, daß man es Zufall nennen könnte, wenn der Austrittsstrahl parallel zum Einfallstrahl schwingt: Zufall, wenn wir uns nicht in der Sphäre der Notwendigkeiten bewegten. Es wirkt banal, gerade weil es logische Berechtigung hat, Foma Fomitsch gegenüber vom »Schmarotzerproblem« zu sprechen, in »Madame Bovary« das Provinzielle aufzudecken, Petersburg als Verwaltungsstadt im »Doppelgänger« wiederzufinden, die »Legende« ohne weiteres mit dem Livre d'heures du Chevalier d'Etienne von Fouquet zu verknüpfen. Wir halten es sogar für voreilig, ohne weiteres den Idioten als den russischen Christus zu begrüßen, aus Salammbò die Hochkultur zu erkennen, aus welcher Flaubert schafft. Das höchste Gebot des Russen heißt: unterwerfe dich dir — in dir ist die Einheit! Mag sich ihm auch gleich Einheit als Zusammenhang mit dem Volk interpretieren, so müssen wir seinen Spuren folgen und zuerst die Grenzen seiner objektiven Einheit zu zeichnen suchen. Der Franzose sieht im Ich den größten Feind der Allgemeinheit ‹unterwerfe dich› und zerhackt und zerstückelt sich, bis er alle Schwere von sich abgewälzt hat. Aber wir müssen diesen Zerbröckelungsprozeß mitmachen, wenn wir sein Ziel begreifen wollen.

Am eindringlichsten kann man den Unterschied zwischen den beiden Betrachtungsweisen an einer nebensächlichen Einzelheit erläutern. Luschkin besucht Raskolnikow und was uns der Dichter zuerst mit-

teilt, ist, daß dieser Mensch besondere Sorgfalt auf seine Wäsche legt. Flauberts erste Sorge besteht darin, uns über die Vermögensverhältnisse seiner Helden aufzuklären. Ganz abgesehen davon, daß man im ersten Falle von einer Kontrastwirkung sprechen könnte ‹der verlotterte Raskolnikow — der Modegeck Luschkin›, was nur einen guten Beweis für die Kommunion von Technik und Seele beim formlos gelästerten Russen erbringt, ist es so naheliegend, auf die »Kultur« des Franzosen hinzuweisen, dem es selbstverständlich wird, daß ein Mensch, der einem bestimmten Zensus angehört, seine äußere Erscheinung nach bestimmten Ansprüchen kombiniert. Und doch ist andererseits das russische Problem mit dem Abscheu unserer Jourmütter vor Leuten mit schmutzigen Krägen nicht abgetan. Die Plattheit der zweiten Argumentation entwertet den Tiefsinn der ersten.

Man braucht sich jedoch nur vorzuhalten, daß der Weg vom Begriff: Mensch, zum Begriff: Hemd, ein ganz anderer ist, als von: Mensch zu »Kapital« ‹ob kürzer oder länger, ist in diesem Augenblick unwichtig›, um einzusehen, daß man uns ebensowenig verbieten kann, unser Augenmerk auf die Details zu lenken und sie in den großen Zusammenhang einzubeziehen, als man uns verwehren könnte, von Rembrandts Lichtreflexen, selbst mit Ausscheidung seiner Köpfe, seiner Augen, seiner Palludamente direkt auf seine Religiosität zu schließen, von Watteaus »flachem Dreieck« ohne Beachtung der Masken und Schäferinnen, des farbigen Rausches und des Fluchtbedürfnisses, welches die Paare in die Cytherenbarke treibt ‹wie vor einer Sintflut eigener Art›, unmittelbar auf eine hinter der Kulisse des Genusses und der Lust ‹die aufsteigenden Äste der Figur› schlecht kaschierte Lebensöde und Leere, auf ein Nicht-beherrschenkönnen der Welt überzugehen ‹die weit ausgreifende, im Vergleich zum lastenden Objekt viel zu wuchtige Grundlinie›.

Alle die Analogien, die wir früher zu verurteilen schienen, müssen uns jedoch, wenn wir uns anstatt von der Oberfläche gegen den Mittelpunkt, in der entgegengesetzten Richtung bewegen, wieder in den Weg treten, und vielleicht sogar dasselbe Vorzeichen tragen, dieselben Werte bergen, die wir jetzt verleugnen müssen, da sie als Ausgangspunkt viel zu seitlich liegen. In weiten Umrissen ist der Eindruck, den Flaubert und Dostojewski als einheitliche Phänome

mitteilen, ist der Zwiespalt, den ein rationelles Verstehen-Wollen zwischen ihrem Leben und Schaffen erkennen muß, durch folgende Überlegungen umschrieben:

Wir wissen, daß beide Dichter von furchtbaren, zentnerschweren Sorgen besonderer Art erfüllt waren, die durch ihre Dimensionen, ihre Gewaltsamkeit und Fülle an Stoff und Bedeutung das Werk, die Mühe um das Werk zu überragen, zu erdrücken drohen, welche ihre Persönlichkeiten, die bei ungenauer Betrachtung schmächtig und ungebunden, uninteressiert, schwach erscheinen, eben weil sie von der Atmosphäre ihrer eigenen Welt aufgesogen werden, in einen Quadernbau von Gedanken und Gefühlen, Stärken und Schwächen, Bewußtheiten und Verborgenheiten verwandeln. Hinter ihrer Freiheit wächst ein ungeheurer Zwang, wie auf einen Zauberwink ist unser Urteil über ihr Menschentum verschoben. Für uns Westeuropäer, die selbst der Sozialdemokratie wenig Geschmack mehr abgewinnen, und unser Realitätsbedürfnis durch Rekordberichte und Sturzflüge decken, für uns Deutsche, die wir das »Mutter, mich hungert« in den »Webern« schon als ein Minus an der Kunst des Werkes empfinden, hat es etwas Befremdendes, daß Dostojewski, in dem wir einen so ausgezeichneten Romanschriftsteller, »Romancier«, schätzen, wirklich und tatsächlich unsäglich unter dem Zweifel litt, ob die Bauernbefreiung wünschenswert sei oder nicht, ob Christus oder die Aufklärung siegen werde, warum die Geschworenengerichte in Rußland schlecht funktionieren, welches Ziel, welche Formel das russische Volk aus den Niederungen der unaufrichtigen Ergebenheit und untätigen Unzufriedenheit reißen könnte, ob es überhaupt diesem Volke gelingen könnte, sich zur Einheitlichkeit emporzuranken, ob der »Deutsche« recht habe oder der Bauer. Der Dichter empfindet jede Zwiespältigkeit im Millionenreich als einen Riß durch seine eigene Seele, erlebt die ganze Nuancenskala der russischen Gärungen, Hoffnungen, naiven Ideale und fieberhaft verzweifelten, höllisch gewaltsamen Methoden, quält sich in unbeschreiblicher Weise um Fragen rein politischer, nationalökonomischer, soziologischer Natur, bis hinunter zum großen Problem: warum die Tiere gequält werden? Seine Kunst entwickelt sich ganz abseits von diesen Sorgen, in seinem ganzen Werk findet sich kein einziger Satz, der als Programm oder

auch nur als persönliche »Ansicht« aufgefaßt werden könnte. Es wäre uns ganz unmöglich, ohne Zuhilfenahme von intellektuellen Überlegungen und rational erhärteten Erfahrungen, also von kunstfremden Elementen aus den Schriften des Dichters auch nur die Pose des »Apostelhaften« zu konstruieren, die ihm ‹sozusagen nach beglaubigten Zeugnissen› zukommt. Andererseits ist es besonders in der letzten Zeit eine beliebte Aufgabe für die Vertreter der verschiedensten Doktrinen geworden, aus den Werken des Dichters Systeme zu deduzieren, philosophischer, juristischer, pädagogischer Art, Systeme der Weltpolitik, des Glaubens. Für einen, der sich bemüht hat, das ungeheure Feld des Dunkels, der Nacht, der Verschwiegenheit zu durchmessen, das Dostojewskis Gedanken von seiner Kunst trennt, ist die Erfolglosigkeit solcher Versuche eine bewiesene Tatsache, solange sie das Hauptgebot übersehen: »Unterwerfe dich dir«. Alles, was man in dieser Richtung zusammenstellen mag, ist mit Bezug auf den Dichter selbst unwahr und erlogen, denn es findet sich sicher auf der nächsten, wenn nicht auf derselben Seite das Gegenteil mit derselben Schärfe, Wahrscheinlichkeit, mit demselben Glaubenseifer vorgetragen. Immer und überall herrscht ein tadelloses Gleichgewicht —, wenn auch von einem streng ästhetischen Standpunkt aus seine Werke oft überzuquellen scheinen, unökonomisch genannt werden dürfen. Darin liegt sogar der beste Beweis für das unbedingt Irrationale im Schaffen Dostojewskis: daß seine Lücken nicht durch intellektuelle Nahten geschlossen werden.

Es handelt sich hier nicht um die relativ einfache Frage, daß die Tendenz immer die Kunst trübt. Tendenz im gewöhnlichen Sinne ist allerdings ein grobes Unding, das sich sofort als kunstfremdes Element verrät; aber Zola, Tolstoj, Gogol — und sogar Flaubert haben uns gezeigt, wie tückisch, wie heimlich, wie unterirdisch sich ein Nebensinn im Herzen einer Welt einnisten kann, um ihr reines Rollen zu stören. Und Dostojewski war der Überzeugung, daß eine journalistische, den Zwecken des Tages gewidmete Tätigkeit weit größere Bedeutung besitze, als das vollkommenste Kunstwerk. Man stutzt einen Augenblick und möchte sich fragen, wo die Unaufrichtigkeit steckt? im Denker oder im Dichter?

Dabei kommen die Gedanken Dostojewskis nicht einmal als Bah-

nen der Anregung, als Hilfsmittel zur Materialbewältigung in Betracht. Von der Idee: Mensch bis zum einzelnen Menschen ist die Distanz um so größer, je größer der Eigenwert der Idee ist, und ein abstraktes System ‹z. B. Nihilismus› ist imstande, den Zugang zur Erscheinung vollkommen zu versperren. Man merkt es auch bei Dostojewski. Das Werk, das sich am meisten auf gedankliche Strömungen zu berufen scheint, die »Dämonen«, geht etwas auseinander, ist zerfahren, lückenhaft und lebt mehr vom Glanze seiner Brüder als vom eigenen Lichte; die Distanz zwischen Vorbereitung und Katastrophe, zwischen den Vielen und dem Einzelnen ist hier am größten, unser intuitives Verstehen wird zu stark in Anspruch genommen, denn es fehlen die Zwischenstufen, die zur Höhe führen. Der Egoist, der ‹»bei nassem Schnee«› eine Dirne, die ihn um Liebe anbettelt, unter die Schwelle ihrer möglichsten Erniedrigung hinabdrückt, indem er ihr seine eigene Niedrigkeit aufbürdet, ist meilenweit entfernt von jedem menschlichen Zusammenhang. Aljoscha Karamasoff, den man nicht ohne Berechtigung als den Wortführer des Dichters ansehen könnte, wächst nicht um ein Haar über den Rahmen des Werkes hinaus, nicht einen Augenblick schläft oder schlummert der Künstler, auch nicht so lange, als z. B. Gogol benötigte, um sich aus Tschitschikoffs Kalesche in eine jagende Siegestroika hinüber zu träumen. Oder etwa im Tagebuch des Starez Sossima? Aber dem Christus des Heiligen steht doch der Großinquisitor Iwans gegenüber. Man könnte sogar annehmen, da der Starez ähnliche Dinge spricht, wie sie Dostojewski in seinen politischen und literarischen Artikeln erörtert, der Dichter habe sich selbst widerlegt, indem er sich ein Gegengewicht schuf. Damit verlieren wir aber auch das Recht, die Gestalt Aljoschas anderswo anzupacken als bei der sinnvollen Funktion, die ihr im Plane des Romanes zugeteilt ist.

Und doch ist der Dichter ohne diesen Ballast von Sorgen undenkbar, als könnte die materielle, stoffliche Fülle seines Lebens die beste Basis für die immaterielle Erscheinungswelt abgeben. Wenn wir uns in die politischen Schriften Dostojewskis versenken, beginnt sich sogar das Geheimnis zu lüften, nicht so, daß wir es verstehen und erklären könnten, sondern wie sich alles bei Dostojewski lichtet und klärt: in einer transzendenten Wahrheit. Ein Teil der Wahr-

heit steckt schon in der Einsicht, daß Dostojewski keinen Menschen geschaffen hat, der so spricht wie er, so warm, so bewußt, so sicher. Am sichersten ist er dort, wo seine Prinzipien in jene Unbestimmtheit münden, die Strachoff als einen wesentlichen Zug seiner konkreten Anschauungen hervorhebt. Und während uns im ersten Augenblick die Ehrlichkeit, Überzeugungskraft und sachliche Festigkeit, mit welcher er seine weltlichen Ziele verfolgt, das Rätsel noch mehr verwirren möchte, indem wir hinter dem »Journalisten« Dostojewski plötzlich ein ganz anderes Gesicht erblicken, als hinter dem Künstler, im ersten Falle ein bewegtes, mitleidendes, miterlebendes, im zweiten Falle ein kaltes, ausdrucksloses, ehernes, zu teilnahmslosem Schauen erstarrtes, — fühlen wir bald, daß gerade aus diesem Widerspruch die Einheit erwächst. Der Denker, der Mensch Dostojewski muß auf der Erde gehen lernen, um sich zum allgemeinen, zum Christus, zum Himmel, zur ewigen Ruhe emporschwingen zu können, und die Fähigkeit, diese ewige Ruhe in sich zu fassen ‹vielleicht dieselbe Harmonie mit der ganzen Welt, dasselbe Gefühl des Glückes, »so stark und so süß, daß man für die wenigen Sekunden einer solchen Seligkeit zehn Jahre seines Lebens, ja sogar das ganze Leben hingeben könnte«, das ihn und Fürst Mischkin vor den epileptischen Anfällen erfüllt,› macht ihn zum Künstler, zum Nachahmer Gottes, ebenso wie ihn die Anerkennung des Volkes zum vollen Menschen, zum Priester erhebt, weil er noch vor dem Volke zu existieren beginnt, führt ihn die Erkenntnis Gottes zu den Dingen, zu sich selbst zurück, weil sie über ihnen steht. Die Wege sind kongruent, weil sie dieselben Extreme verbinden, sie gehen vom Ich zum unpersönlichen, ewigen Du und streifen alle Abstufungen der dritten Person. Die Zone des Schweigens und der Dunkelheit ist uns erhellt und belebt, wenn wir erkannt haben, daß hier Gott wohnt. Und die Unbestimmtheit der Prinzipien kann uns nicht mehr den Blick trüben, die Unbestimmtheit, die dann am stärksten ist, wenn er »Christus« sagt ‹denn Christus ist nur der Sohn Gottes›, sobald wir entdecken, daß es dasselbe Schwanken ist, das den Rauch bewegt, welcher von einem Opferaltare aufsteigt: schwankend und schwebend mit Naturnotwendigkeit nach oben. Der Altar ist: Rußland.

Flauberts Sorgen sind ganz anderer Art. Was beim Russen Slawophilismus, Orthodoxie, Christus, Nihilismus heißt, wird hier Ästhetik, Realismus, Romantik, Rhythmus. Für die Interessen seines Vaterlandes hat Flaubert kaum mehr als Verachtung übrig, er kann sich für kein Problem erwärmen, die extremste volkswirtschaftliche Erkenntnis, zu welcher er nach der tiefgreifenden Umwälzung von 1870 ‹die sogar ihn mit seltsamer Unmittelbarkeit gepackt hatte› gelangt, fordert: daß sich das Volk bedingungslos dem Ausspruch einer Akademie der Wissenschaften unterwerfe. Darin liegt allerdings kein Hauch von monistischem, unklarem, halb-religiösem Geiste, nicht einmal von jenem Geiste, in dessen Umarmung der heilige Antonius eine zweifelhafte Seligkeit findet, sondern nichts als die Forderung nach Präzision, und wenn er solche Gedanken ausspricht, so tut er es mit der Geste: »So laßt mich endlich in Ruhe, ich habe anderes zu tun, als eurem Wirrwarr zuzusehen, ich muß am Schreibtisch sitzen und Sätze drechseln.« Aber ebenso bestimmt, wie wir an Dostojewskis Aufrichtigkeit und Hingebung glauben, ebenso fest sind wir von der Unaufrichtigkeit dieser abwehrenden Geste überzeugt. Warum sieht er doch die Unordnung und läßt sich zu idealen Vorschlägen verleiten? Mögen die noch so sehr von jeder realen Bedingung fern sein, so zeigen sie uns doch an, daß ihn die Fragen im Innersten quälen. Das ist die Tragik im Leben Flauberts, daß er nur solange eine Beziehung zur Welt hat, als diese Pose der Ablehnung unaufrichtig ist, daß sein Empfängnisorgan der Schmerz ist. Er steht fortwährend knapp vor der Gefahr, sich vollkommen von jeder Erscheinung abzuschließen und sobald er sich zur endgültigen Ablehnung entschließt, ist auch seine Kunst vor die letzte Mauer gestellt. Diese tiefe, bohrende Qual zeigt uns die Richtung, die wir einschlagen müssen, wenn wir irgendeine Gemeinsamkeit zwischen dem Lebensprinzip Flauberts und dem Dostojewskis entdecken wollen. Muß jedoch überhaupt eine Gemeinsamkeit bestehen? Wir nehmen es an, da selbst ihre Gegensätze nicht vollkommen beziehungslos sind, sondern gleichsam Glieder einer und derselben logischen Kette.

Flauberts Geist ist durchwirkt und durchzogen von Theoremen, Methoden, Regeln über Kunst und Kunstfertigkeit, er doziert, ist

»Literaturpapst«. Dostojewski ist Apostel, Prediger, Allmensch und seine ästhetischen Überzeugungen sind möglichst einfach. Der alte Ichmenjeff spricht sie aus: »Es ist ja nicht Gott weiß wie hoch und erhaben, das sieht man . . . Bei dir ist alles viel einfacher, viel verständlicher. Es ist wie . . . wie vertrauter, als hätte ich selbst alles erlebt.« Damit soll nicht gesagt sein, daß sich der Russe vor allen künstlerischen Problemen verschlossen hat; Dostojewski war ein ausgezeichneter Kunstkenner und Kritiker und trug den heterogensten Phänomenen ungeteiltes Verständnis entgegen ‹Cid, Phèdre›. Aber erstens gibt es für Dostojewski auch in abstrakten Kunstfragen keine Rätsel, sein Urteil findet keine Hindernisse; es ist instinktiv und stellt leicht zwischen sich und den einzelnen Phänomenen die Beziehung her, die seinen Bedürfnissen entspricht; — zweitens münden seine ästhetischen Gedankenbahnen immer in den Begriff Volk und damit zugleich in das große Meer seiner politischen Sorgen; jene kamen vor, nicht nach diesen; der große Kampf zwischen »Westlertum« und »Slawophilismus« ist ein Kampf um Tendenzen, welche das ganze Leben Rußlands umfassen, nicht nur seine künstlerische Produktion, ebenso wie der Nihilismus erst in dem Augenblick zur Tatsache wird, da er sich zur literarischen Polemik zuspitzt. Man denke an die Komplimente, die Flaubert an jene Kritiker austeilt, welche aus der »Education« sein Urteil über historische Ereignisse und Persönlichkeiten erraten möchten; hat er ein Recht zur Ablehnung jeglicher Interpretation? Von einem ästhetischen Standpunkt müssen wir ihm dieses Recht zugestehen, wenn auch nicht so leicht wie dem Russen, — ist sein eigenes Gewissen jedoch fleckenlos rein? Kann er sich selbst freisprechen? Die ungeheure Gewissenhaftigkeit mit der er jede Emanation der Zeit, die er schildern will, studiert und untersucht, kann man wohl auf die Hemmungen zurückführen, welche zwischen ihm und der Erscheinung lagen, auf die Substanzkruste, die ihm das »Ding an sich« verbarg. Wir würden ihn von jedem persönlichen Interesse freisprechen, wenn nicht eben die Werke selbst mit den Worten der Weisheit, anstatt mit denen der Wahrheit zu uns sprächen. Vergleichen wir einmal die beiden Freundespaare: Raskolnikow-Rasumichin, Frédéric Moreau-Charles Deslauriers. Die ursprüngliche, einfache Funktion, die ihnen zukommt, ist die,

einen Kontrast zu schaffen, — letzten Endes den ewigen Kontrast Hamlet-Fortinbras. Aber bei Dostojewski hört dieser Kontrast nie auf, er setzt sich über das einzelne Faktum in gerader Linie fort, bei Flaubert finden sich die Freunde wieder und die Verschmelzung der Prinzipien, die sie vertreten sollten, läßt in uns etwas mehr zurück, als jene wort- und begriffslose Erkenntnis, die uns der Russe mitteilt, eine Einsicht, die sogar präziser, enger ist, als die Formel, welche Flaubert gerade nach Vollendung der »Education« sich und den andern fortwährend vorhält: »man schafft nicht sein Schicksal, sondern man erduldet es.« Als hätte er in der »Education« auch jene Trostlosigkeit mitformuliert, die wir aus dem Satze nur dann herauslesen, wenn wir die aktuelle Veranlassung kennen, die ihn aus der Seele des Dichters lockt. Er muß z. B. erklären, warum er nicht geheiratet habe. Um unseren Gedanken bis zur letzten Konsequenz zu führen, wollen wir uns ganz objektiv und banal fragen: sagt Flaubert die Wahrheit ‹die ureigene Wahrheit, die Wahrheit vor sich selbst›, wenn er seine Ehelosigkeit auf diese Ursache zurückführen will? Steckt nicht etwas von derselben Unaufrichtigkeit darin, die wir früher auch in der Geberde zu sehen glaubten: »Laßt mich in Ruhe!«

Flaubert operiert mit dem Sicherungskoeffizienten einer Lüge ‹Lebenslüge?›. Dostojewski ist wahrhaftig bis in die Haarwurzeln.

Und wenn wir es uns nicht verschweigen dürfen, daß auch das rein Schicksalsmäßige bei Flaubert eine schwache Färbung wie von individuellem Erleben bekommt, die kaum wahrnehmbar sein mag, weil sie so subtil ist, wie es die Lüge eines Wahrheitssuchers sein muß, so müssen wir annehmen, daß nur die Aufrichtigkeit, Festigkeit und tatsächliche Fundierung seiner eigenen Überzeugung ihm zu sehen verwehrt, wie grausam das Urteil klingt, das er über die Februarrevolution fällt, genau so unzweideutig wie der Ekel vor der Kommune, die er miterlebt und die er in seinen Briefen, ohne die Zubilligung des geringsten, mildernden Umstandes verdammt. Er erlaubt sich eine ganz minimale, aber doch merkbare Verschiebung, indem er begründete Negation mit Objektivität verwechselt. Das Motto der »Dämonen« würde man widerspruchslos billigen, auch ohne die Voraussetzungen zu kennen, die den Nihilismus zur größten

Verirrung des russischen Geistes stempeln. An den Voraussetzungen kann man zweifeln, am Werke nicht. Flaubert darf wohl sagen: c'est comme ça! — aber nicht weil es nicht anders hätte sein können, sondern weil es so war. Um diese unscheinbare, beinahe unfaßbare Spanne unterscheidet sich der Realismus Flauberts vom Realismus Dostojewskis. Der Russe hat uns ganz in der Hand, er könnte uns führen, wohin er will, wir würden ihm glauben, auch wenn die Wirklichkeit anders wäre, als er sie schildert; Flaubert steht und fällt mit der Welt, die er schildert. Jener gibt eine reine Wahrheit, dieser ein richtiges Urteil.

Man erlaube uns ein einziges Mal eine Abschwenkung auf deutsches Gebiet. So schmal die Spalte scheinen mag, welche das Prinzip des russischen vom Prinzip des französischen Realismus trennt, erweitert sie sich vor unserem geistigen Auge zu einem tiefen Abgrund, sobald wir die Möglichkeit erwägen, ob nicht aus ihr eine gar seltene Wunderblume hervorsprießen könnte: der deutsche Stil. Damit dieser Seitensprung nicht ganz überflüssig anmute, wollen wir darauf hinweisen, daß die Einschiebung eines dritten Gliedes zwischen die zwei Gebiete, die wir heute durchforschen, uns zum Bewußtsein bringt, daß die Beziehungen, die von Pol zu Pol gehen ‹Romanen und Slaven›, mehr als zufällige sein müssen, und sich zu einer Synthese vereinigen müssen, deren Existenz wir eben erst ahnen, wenn wir ein verbindendes, ausgleichendes Prinzip hinzunehmen.

Aber widersprechen wir uns nicht, wenn wir Flaubert ein richtiges Urteil zuerkennen, nachdem wir auf seine Lebenslüge hingewiesen haben? Wir könnten uns leicht retten, indem wir die allgemeine Eigenschaft der Franzosen feststellten, die natürliche Lebensentwicklung an einem bestimmten Punkte durch eine Linie der Praktizität ‹und alles Rationale ist eine Emanation des praktischen Geistes›, durch eine Konvention abzuschneiden. Gerade bei Flaubert glauben wir jedoch diese Beweisführung nicht ohne eine entsprechende Vorbereitung antreten zu können, denn das Niveau seines Daseins und seines Schaffens ist nicht das einer Konvention, sondern einer höheren Synthese. Während andere vielleicht vor dem Nichts stehen, mußte er, als Franzose, sich selbst zum Nichts erst durcharbeiten, durch die Konvention hindurch zur tieferen Synthese zurückfinden. Beim Russen

hat auch das »Vorurteil« den Charakter einer freieren Konzeption und gewährt der schöpferischen Kraft einen gewissen Spielraum, verrät sozusagen von selbst seine Grenzen und die Lücken, die es nicht ausfüllen konnte. Was für jeden seiner Landsleute ein Vorteil ist: daß er es sich, ausgehend von einem angeborenen oder anerzogenen, sicheren Standpunkte der Zucht, erlauben darf, hemmungslos originell zu sein, einen großen Teil von sich, auch jenen Teil, der dem Gelderwerbe nachjagt, als Luxussache zu betrachten, sich von der Geburt an zu differenzieren, — wurde für Flaubert zum Nachteil. Er mußte die Konvention mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, Logik und Methode, und außerdem noch ihre unmittelbare Deduktion abweisen, den Subjektivismus, der umso gefährlicher ist, als er sich als ihre Negation gebärdet. Dann erst beginnt der Kampf mit der Erscheinung. Daher der Selbstvernichtungsdrang, der nicht grausam und scharf genug sein konnte, damit der Künstler zur natürlichen Wiege des Lebens zurückkehrte. Er konnte es sich nicht erlauben, die Stilforderungen, welche durch die Tradition gegeben waren, unmittelbar zu übernehmen und einfach weiter zu entwickeln, seine Kunst entzieht sich jeder direkten historischen Ableitung, — Dostojewski fühlt in Gogols »Mantel« alle seine eigenen Ideale vorausgeahnt. Flaubert mußte selbst den unendlich langen Weg der Reife begehen, alle Zuflüsse und Ausläufer in sich aufnehmen und verfolgen, so wurde ihm die Gnade seiner Rasse zum Fluche von dem er sich langsam befreien mußte. Eine Verallgemeinerung antizipierend könnte man sagen: aus seinen artistischen Theoremen klingen Reminiszenzen der Bartholomäusnacht mit, in welcher derselbe Kampf erstickt ‹nicht entschieden› wurde, den Flaubert mit jedem Satze wieder auskämpft, den Kampf zwischen einer urwüchsigen, heftig andrängenden Vielheit und Wahrhaftigkeit und einer Einheit, die sich schon zur Lüge und Form kristallisiert hat. Nur ist es gerade diese Einheit, die er überwinden und jene Vielheit, die er vorlassen muß, um sie dann zu einer höheren Harmonie zu führen. Der Katholizismus ringt mit dem Protestantismus, die Göttin Vernunft drängt sich dazwischen und zum Schluß zergehen alle Phantome der Vergangenheit in einer alldurchdringenden Atmosphäre der Gegenwart.

Subjektiv muß die Rasseneigentümlichkeit bei Flaubert daher mit dem entgegengesetzten Wert belehnt sein, was dort ein Nutzen ist, wird hier zum Schaden, was dort Freiheit heißt, wird hier zum Zwang. Und in der Tat können wir auf Schritt und Tritt beobachten, wie der Dichter nach einem Prinzip der »mißverstandenen Praktizität« arbeitet. Mit Zuhilfenahme Bergsonscher Postulate darf man sagen, Flaubert sei immer krampfhaft bestrebt gewesen, seine Intuition durch seine Vernunft zu ersticken, die gerade Linie umzubiegen. Während wir bei Dostojewski, trotz des anfänglichen Widerspruches, beim Eindringen in seine Denkertätigkeit immer intensiver den allertiefsten Zusammenhang seines Wesens begreifen, gerade weil wir uns sagen: alles das ist meilenweit entfernt von seinem Werke, keine seiner Gestalten ist auf irgend einer dieser Phasen stehengeblieben, sondern jeder Mensch, den er schildert, durchschneidet die ganze Entwicklung des Dichters vom Anfang bis zum Ende, geht mit bis zum Äußersten, — beobachten wir es bei Flaubert mit geheimer Angst, wie er bestrebt ist, das Geheimnis, das ihn emporheben könnte, unter der Tarnkappe seines Geistes verschwinden zu lassen, den losen Schmetterling der Ewigkeit mit dem Netze der Zeitlichkeit einzufangen. Es ist ein Spiel mit dem Feuer, das leider nicht damit endet, daß das Fleisch auflodert zur Flamme, sondern daß die Flamme zum Schluß nur schwach unter der Asche fortglimmen kann. Je mehr die Enden des Ringes sich nähern, desto größer wird die Spannung, wird die Gefahr. Und da endlich die Seele vom Flechtwerk ganz umsponnen ist, wird ihr jede freie Äußerung, jede Vollendung unmöglich. »Bouvard und Pecuchet« sind nicht nur unvollendet, sondern, in einem höheren Sinne, unmöglich. Dostojewski erreicht in den »Brüdern Karamasoff« und in der Puschkinrede den Gipfel.

Die Lebenslüge Flauberts wollen wir konkret dahin deuten, daß er sich seine Aufgabe zu erleichtern glaubt, indem er bei der Kunst anknüpft, während er sich dadurch nur Hemmungen in den Weg legt. Er will einen Abgrund, den man nur in weiten Bogen überfliegen kann, durch einen mühsamen Ab- und Aufstieg überwinden. Bei seinen persönlichen Erlebnissen verrät sich derselbe Zug in dem Bedürfnis, jeden einzelnen Augenblick, ohne sich Zeit zum Ausreifen,

Vorbereiten, zur Gärung zu lassen, sofort zu einer Formel, zu einer Bewußtheit umzugestalten. Die Folge davon ist, daß alles Schmerzliche doppelt schmerzlich wirkt, und selbst alles Freudige einen Mißton der Verlegenheit und Peinlichkeit weckt. Reaktionen, die wir mit Bestimmtheit erwarten, bleiben aus und dafür durchbrechen den ruhigen Verlauf des Geschehens gewaltsame Ausbrüche, die teils unzulänglich, teils ungerecht anmuten, und sich nicht erklären ließen, wenn man nicht den Stachel des inneren Zweifels mitberechnete, der den Dichter fortwährend plagt. Derselbe Zweifel, der aus allen seinen Werken atmet, und die Erde nie zu einer Kirche mit einem hohen Turm, sondern stets zu einem Wohnhaus für Menschen umgestaltet.

So daß man sich zum paradox klingenden Satz berechtigt fühlt: Flauberts Ökonomie mündet in grenzenlose Verschwendung, Dostojewskis Hemmungslosigkeit in größte Sparsamkeit. Denn eine Ökonomie, die einen zwingt, zehn natürliche Entwicklungsphasen durch ebensoviel Nebenbedeutungen und Bedingtheiten zu ersetzen, wobei sich zum Schluß doch nur die natürliche Synthese durchringt, bedeutet einen Mißbrauch von Energie, gegen den die ungeheuren Entladungen des Russen als eine tröstende Wohltat abstechen. Flaubert könnte man als einen Pointillisten ansprechen. Jede Linie setzt sich aus hundert Unterbrechungen zusammen, ist die stärkste Konzentration und Vereinfachung einer verworrenen Vielheit, die jedoch nur um den hohen Preis erreicht wird, daß eben die endgültige Linie selbst hundertfach unterbrochen wird. Wie leicht kann durch die kleinste Ritze die Verderbnis eindringen!

Und andererseits: wie ungeheuer muß die ursprüngliche Kraft, die angeborene Berufung sein, wenn der Dichter über alle Abgründe sicher zum Ziele schreitet! Gerade darin liegt sein Heroismus, daß er nur Linien zeichnet, die kaum sich selbst tragen und darauf verzichtet, die feste Gerade zu ziehen, die alle Möglichkeiten in sich aufsaugen kann, ohne abgelenkt zu werden. Wären die Vorbedingungen zum großen Verzicht nicht in ihm gewesen, hätte er sie nicht bis zur äußersten Konsequenz erfüllt, so hätte er nicht seine Mission zu Ende führen können. Die Verzweiflung, welche Dostojewski über jede Verirrung der russischen Seele ergreift, ist nicht stärker, son-

dern nur aufrichtiger, als der so kühle, anmaßungsvolle Ausdruck, der in dem Antlitz einer reinen Schönheit ruht. Die reine Schönheit ist die Rettung vor der größten Not und nur wer den Niedergang, die unendliche Ratlosigkeit seiner Zeit in sich aufgenommen hat, kann sich zum Hochmut emporschwingen, ohne zu Falle zu kommen. Die bedingten Schönheitsideale gehen nicht so sehr an der Hypertrophie ihres eigenen Prinzips zugrunde, sondern sie verkümmern zugleich mit den Saftröhren, die sie mit dem Leben verbinden. Und das unbedingte Schönheitsideal ist nur das verschämte Bekenntnis einer Todesahnung.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob Flaubert das Recht hatte, dieses Urteil über sein Land zu fällen. Wichtig ist nur, daß ihm seine Zeit Recht gab, als sie bei Sedan in Schlamm und Blut unterging. Ob der Tod nur den Beginn einer Wiedergeburt bedeutet, ist eine Frage des Glaubens, wir wollen es nicht vor Flaubert behaupten, der uns davon abzuraten scheint, nicht vor Dostojewski bejahen, der uns dazu auffordert. Wir können jedoch zu den zwei ästhetischen Paradoxen, mit denen wir unsere Ausführungen eröffneten (die Verschmelzung von Mensch und Künstler im klassischen Werke, Realismus als Gipfelpunkt des Klassizismus), ein drittes hinzufügen: daß nur der vollkommene Ausdruck der Zeit Eingang in die Ewigkeit findet.

Und unsere Behauptungen durch einige Widersprüche belegen: Dostojewski gesteht selbst ein, den Realismus, »der an das Phantastische grenzt«, über alles zu lieben — und gibt uns eine Wirklichkeit, die uns wie ein Schein umtaumelt, Flaubert lacht darüber, daß man ihn zum Pontife des Realismus ernennt und gibt uns einen Schein, der die Konsistenz der Wirklichkeit hat. Dostojewski bemüht sich ununterbrochen, soviel Subjektivität in sein Schaffen zu legen, als ihm überhaupt möglich ist, er geht soweit, daß er die eigentümlichsten, krankhaftesten Realitäten seines Lebens in seine Kunst übernimmt, — der allgemeine Eindruck ist der einer opferfreudigen Selbstverleugnung, Flaubert donnert mit lauter Stimme seine Forderung nach Zerstörung der Persönlichkeit in die Welt hinaus und seine Werke verraten so deutlich die Erlösung, die sie einem persönlichen Zweifel des Dichters bringen. Nur weil das Persönliche des Künstlers,

erst durch die subjektivste Sublimierung in der Atmosphäre der Allgemeinheit aufgeht, schmiegt sich auch das Werk der Geberde des Allgemeinen an. Aber eines wissen wir: Dostojewski hat durch kein Werk auch nur eine teilweise Erlösung gefunden, der Pondus seines Daseins blieb jederzeit unvermindert in ihm hängen, bei Flaubert kann man eine stetige Purifizierung und Festigung seiner Beziehungen zu sich und zur Welt verfolgen, »Madame Bovary« erledigt ihm die Provinz, »Salammbò« die Romantik, »Education sentimentale« die Großstadt. Damit findet sein Leben einen Abschluß und kann sich nun dem Zuge der Erschlaffung ergeben. Seine Beziehungen zur Welt haben eine konkrete Form gefunden, sie sind am aufrichtigsten dann, wenn er vom Balkon seines Landhauses aus die Sonntagsausflügler mit einem Opernglas beobachten kann. Er hat aus seinen Erfahrungen soviel gelernt, daß er sich selbst widersprechen darf. Oder ist es nicht eine der seltsamsten Situationen: Flaubert, der Künstler mit den strengen Forderungen, schreibt im letzten Jahrzehnt seines Lebens zwei Komödien, und trägt sie von Bühne zu Bühne und bemüht sich, den Ratschlägen von Direktoren und Schauspielern folgend, seine Werke den kleinlichsten Bedingungen anzupassen. Mit der offenen Begründung: ich möchte etwas Geld verdienen! — nachdem er kurz vorher genau auseinander gesetzt hat, es wäre lächerlich, daß ein Dichter, der für die Ewigkeit schafft, eine Belohnung von der Zeit fordert. Aber diese Kontraste können ihm nicht mehr schaden. Früher reizte ihn das Wort einer Frau zum Morde — jetzt ist er eingekapselt in Sicherheit und Methode. Allerdings folgt jetzt die Periode seines künstlerischen Niederganges, eine Periode der Ziellosigkeit, in der seine Strenge gegen sich selbst in eine sklavische Unterwerfung unter seine eigene, zum Götzen erhobene Methode umschlägt. Das Schicksal fügt es, daß es außerdem die Zeit seiner grenzenlosen Vereinsamung ist, da ihm ein Freund nach dem anderen hinstirbt und er eben auf den Verkehr mit den eigenen Götzen angewiesen ist. In den »Trois contes« rekapituliert er noch einmal die Entwicklung seiner Kunst, und was dann in ihm zurückbleibt, ist, trotz der Rettung, die er durch die »Tentation« versucht, nichts als der Begriff: Bourgeois. Zu viel, um eine Welt zu lieben, zu wenig, um eine Welt zu schaffen.

Was uns an Dostojewskis Alltag am meisten auffällt, ist die Gewalt. Mag auch hinter den ungeheuren Dimensionen, in welche sein Leben in dem Augenblick der Entladung entströmt, und die während der Vorbereitung seine Seele wie stets gespannte Federn von Innen dehnen, nichts anderes stecken als der Endeffekt eines Urzweifels, — warum sind wir bei ihm eher geneigt mit seinen eigenen Worten diesen Zweifel nur als den »Scharfsinn eines tieferen Gefühles« aufzufassen? den Schmerz als eine Erkenntnis, nicht die Erkenntnis als eine Qual? Die Widersprüche in seinem Leben sind so groß, daß sie, anstatt uns niederschmetternd zu überfallen, uns einfach veranlassen, unser Verständnis auszuschalten und uns ganz dem »tieferen Gefühl« zu überlassen. Dostojewski wird unschuldig zum Tode verurteilt, steht auf dem Schafott, erträgt zehn Jahre Sibirien, das erste Werk, das er nach seiner Rückkehr schreibt ist das heiterste Buch der Weltliteratur »das Gut Stepantischikowo«. Und später wird er erklären, er sei wie Puschkin ein treuer Diener des Zaren. Von seinem Freund, der jahrelang mit ihm arbeitet, den er nach jedem Anfall rufen läßt, um die Depression leichter zu überwinden, mit dem er jeden Tag viele Stunden verbringt, wird er behaupten: »Er verkehrt mit mir nur, weil er keinen Menschen hat, mit dem er reden kann!« Seine Loyalität kann auch das unverschuldete Verbot der »Zeit« nicht erschüttern, das ihm den Lebensunterhalt raubt und ihn zwingt, mit seiner schwangeren Frau ins Ausland zu fliehen. Muß nicht in ihm eine noch stärkere Gewalt stecken, als es die der Zaren ist? Die Erklärung liegt zum Teil darin, daß er eigentlich nicht gegen eine konkrete Macht, sondern gegen das Gespenst des blinden Zufalls kämpft. Als wollte er die Situation auf die Spitze treiben und sich vor die letzte Prüfung stellen, verspielt er in Baden-Baden das wenige Geld, das er mitgenommen hat, und geht nun einer Periode entgegen, die bitterer sein dürfte, als die Zwangsarbeit in Sibirien. Jedenfalls steckt in dem Gefühl der Gesundheit, das ihn erfüllt, wenn er Ziegelsteine zum Bau einer Kaserne trägt, mehr Heiterkeit, als in den verzweifelten Bettelbriefen, die er aus Dresden nach Hause schickt: ein neugeborenes Kind, eine stillende Frau, der »Idiot« unter der Feder — und buchstäblich kein Brot.

So finden wir in den alltäglichen Einzelheiten der beiden Dichter-

leben dieselben Gegensätze ausgeprägt, welche die ewigen Werte ihrer Schöpfungen unterscheiden, — selbst in jenen Einzelheiten die scheinbar unabhängig vom immanenten Willen, vom persönlichen Fluidum der Menschen sind. Beide Dichter sind Söhne von Ärzten, Flauberts Vater ist ein berühmter Chirurg, Dostojewski wächst in einem Armenkrankenhaus auf. Flaubert erlebt den Sturm der Banausen gegen die »Madame Bovary«, Dostojewski steht auf dem Schafott. Dem asketischen Flaubert, den Schöpfer des hl. Antonius, kann man sich nicht ohne eine Fülle an Hilfsmitteln des Lebens, ohne Dekoration und Inszenierung vorstellen, bevor er sich zum Schreibtisch setzt, muß er seinen Blick von vielen Reizen reinigen, die ihn ablenken könnten, wenn nicht ein eherner Wille ihm befiehle. In den »Erniedrigten und Beleidigten« sehen wir ein graues, ödes Mansardenzimmer, einen wackligen Schreibtisch, einen Mangel jeglichen Komforts, der uns umsomehr ergreift, als er vom Dichter des Verschwenders Dimitri selbst nicht besonders beachtet zu werden scheint. Er klagt, aber er hält es doch aus. Die kahle Trivialität wirkt mehr als Ganzes, als im Detail, obwohl sie sich aus Details zusammensetzt. Last not least, Dostojewski erleidet jeden Monat einen epileptischen Anfall, Flauberts Epilepsie ist milde und zeigt sich nur selten.

Vom Alltäglichsten wollen wir auf die größte Perspektive übergehen und ein letztes, gewagtes Experiment anstellen, diese Linien bis dahin verfolgen, wo sie sich zur letzten Fiktion verknoten, bis zum Gottbegriff. Wenn wir vom Gottbegriff alles Materielle, Dogmatische, Schon-Geformte abstreifen ‹»der Katholizismus ist nicht mehr Christentum und geht in Götzendienst über, der Protestantismus aber nähert sich mit Riesenschritten dem Atheismus und wird zu einer schwanken, veränderlichen und nicht ewig feststehenden Sittenlehre.« Dostojewski contra Gradowsky› und ihn einfach als gewaltigen, gewaltigsten Hintergrund ausspannen, — wie zeichnet sich das Profil der beiden Dichter gegen diesen Grund ab? Eigentlich zeigt nur der Franzose ein Profil, der Russe verschwindet vollkommen im Schatten der Gottheit, seine Adern kommunizieren mit ihren Adern, als schliefe er in ihrem Schoße, von einer blutreichen Placenta geborgen, seine Wesenheit verschwimmt mit ihrer Allheit, — nicht als

ob er vom Geiste des Herrn erdrückt und überwältigt würde, sondern als wäre sein Ich ein Symbol der Gottheit, die Gottheit ein Symbol seiner Seele. Es gibt keinen Franzosen, der sich nicht vor dem weitesten Horizont in einer gewissen Verkürzung zeigte, irgendwo bricht sein Glaubenseifer ab und biegt in Menschliches um. Ebenso wie die gerade Linie der Griechen direkt in die Unendlichkeit führte, um nie mehr die Horizonte der Erde zu durchschneiden, während der Bogen der Römer aus der Erde wuchs, um zur Erde zurückzukehren, ebenso wie Rom seine Pforten Christus nie eröffnete und sich nur seinem Namen ergab, um seinen Geist vergewaltigen zu dürfen, während sich durch das ganze griechische Mythos Vorahnungen und Erfüllungen des Messiasproblems verfolgen lassen, — ebenso hat sich der liebe Herrgott in Frankreich immer sehr wohl gefühlt, wahrscheinlich weil niemand jemals so recht an ihn geglaubt hat und ist in Rußland die Gotteslästerung an der Tagesordnung, weil jeder, auch der Skeptiker, an ihn glaubt. Mit Ketten, die man nicht trägt, oder nicht fühlt, braucht man nicht zu klirren, aber Könige glauben oft, unter der Last ihrer Krone zusammensinken zu müssen. Pascal geht von der Mathematik aus und gelangt zur Mystik, das würde nichts besagen, wenn nicht seine Mystik im Grunde nichts anderes wäre, als die Weiterführung seiner mathematischen Methode, — wo sie doch die Aufhebung jeder Methode bedingt. Oder hat Huysmans an Gott geglaubt, der noch von der Schwelle des Klosters seinem Kritiker zuruft: c'est fait! Der französische Skeptizismus war immer stark genug, um nicht nur dem Teufel einen Platz neben Gott, sondern auch Gott Gleichberechtigung neben dem Teufel einzuräumen, — da ihm beide stets Begriffe waren und keine Wesenheiten, Formen und keine Inhalte. Gott ist höchstens das »Ich«, — und mit diesem für Flaubert der Feind.

In der Bibel steht es geschrieben, Jehova habe den Lehm angehaucht und ihm dadurch eine ewige Seele eingeflößt. Für Dostojewski hat dieser Vorgang Realitätswert, er wiederholt sich bei jeder Geburt vor seinen Augen, — für Flaubert ist es nichts weiter als ein guter Ausdruck. Dostojewski vermischt seinen Atem mit dem Atem des Schöpfers, noch bevor dieser den Lehm berührt, noch be-

vor sich seine Atome mit den Atomen der Materie vermischt haben, und deswegen sind für ihn alle Rätsel gelöst, noch ehe sie geformt werden, alle Fragen kaum mehr als rhetorische Fragen, alle Kontraste geebnet, noch ehe sie zur Reibung gelangen. Daher die Entspannung, Befreiung, die aus den gefährlichsten Situationen herauswächst. Alle Ereignisse sind nur Wiederholungen von mythischen Geschehnissen einer ewigen Wiederkunft und teilen dem Leser ein Gefühl des Deja-Vu mit. »Es ist wie — — wie vertrauter, als hätte ich selbst alles erlebt.« Die Verhältnisse zuspitzend, könnte man sagen: daher muß Fürst Mischkin die geliebte Vase der Generalin umschmeißen, weil er sie schon in dem Augenblick umgeworfen hat, in dem er gebeten wird, darauf zu achten. So konnte dem Dichter das große Wunderwerk gelingen, aus dem Planlosen ins eherne Gesetz zu wachsen, — weil der Mittelpunkt seiner Werke gar nicht in dem Raume liegt, in dem sie sich entwickeln, sondern in einem höheren, von dem aus die Übersicht eine unmittelbare, zwanglose, freie ist, von dem aus man kein Opernglas braucht, um die Sonntagsausflügler zu beobachten.

Flaubert hingegen steigt nicht aus höheren Sphären zu den Menschen herab, sondern lebt mitten unter ihnen, ist Mensch unter Menschen. Er muß fortwährend die Ansatzstelle suchen, wo sich der himmlische Sauerstoff zur Erde verdichtet und muß darauf bedacht sein, nicht daneben zu greifen. In Frankreich findet er seinen Gott nicht und muß ihn anderswo suchen — aber auch in Tunis verstrickt er sich in Sorgen um die Legionenordnung der Punier, um die Essenzen und Wohlgerüche der karthagischen Frauen, um die Attribute der Gottheit. Es sind dieselben Schlingen, in denen er sich verfing, sobald er vom Schreibtisch aufstand, um auf die Straße zu gehen. Alle Versuchungen des heiligen Antonius führen noch immer nicht zur Erlösung, selbst nicht, da sich alle Attribute der Gottheit im Meere des Allseins vermischen. Mystischer Pantheismus ist ein Kompromiß und keine Lösung. Man vergleiche, wie sich die Prophezeiung erfüllt, welche an Julian ergeht ‹er werde Vater und Mutter töten› und wie die obenerwähnte Vase in Scherben zersplittert. Löwen und Bären, Schlangen und Panther begleiten Julian auf seinem verhängnisvollen Wege, — Fürst Mischkin hat nichts als sich

und seinen Zwang. Die transzendente Beziehung ergibt sich dem Russen unmittelbar aus den Dingen, die ihn umgeben, aus dem Staub, der auf den Möbeln liegt, aus der »Lucia«, die in einem Wirtshaus letzten Ranges heruntergeleiert wird, aus der Tücke des Hausdieners, aus der Stimme eines Mädchens, die um Hilfe schreit. Flaubert sieht seine Aufgabe darin, unter kreisenden Bergen die Maus herauszulocken, er wälzt kompakte Massen und dreht und wendet sie, bis alle Flächenstrahlungen zu einem Lichtpunkt konvergieren, der eine extremste Differenzierung zu sein scheint und die intensivste Konzentration ist. Der Nagel, an dem Archimedes die Welt aufhängen wollte! ‹Und doch ist das Resultat ein ganz anderes als bei Balzac: Balzac bringt alles, was er weiß, Flaubert nichts von dem, was er weiß, nur weiß›.

Von der Gottidee aus können wir uns die kühnsten Sprünge erlauben und zur Verallgemeinerung übergehen, auch alle jene Verallgemeinerungen akzeptieren, die von Russen oder gar Freunden des Dichters gemacht werden und uns im ersten Augenblick befremden, da sie gar zu unmittelbar am Werk oder an der Person anknüpfen. Der Franzose findet zuerst die Konvention und dann die Synthese, Rußland ‹ein Bauern- und Kosakenvolk, das sich nur widerstrebend einer ad hoc geschaffenen, unzulänglichen Verwaltung fügt, die es immer als fremd und überflüssig empfindet› zuerst die Synthese und dann die Konvention. Infolgedessen ist die Synthese des Franzosen eine Sublimierung des Sinnlichen ‹der Besitz schafft Grenzen›, der Stil des Russen: eine Befruchtung des Irdischen durch übersinnlichen Samen. Jener wird auch das Zwecklose nur durch den Willen erringen, dieser selbst den Alltag durch die Geduld der Katechumenen zu beherrschen suchen.

Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Fürst Mischkin wirft die Vase um, während er die christliche Liebe predigt, aber in der Episode schwingt nicht ein Ton von Skeptizismus, von »tragischer Ironie« mit. Flaubert entthronte den heiligen Geist, als er ihn in einen ausgestopften Papagei verwandelte. Für den Idioten wurde die drohende irdische Niederlage zu einem Siege, auch Saulus stürzte vom Pferde und verzichtete auf die Eroberung von Damaskus, als er zum Paulus wurde. Da die sterbende Magd mit brechendem Auge den Pa-

pagei anblickt, erkennen wir genau, daß sie nicht ins Himmelreich eingehen wird; daß die ewige Seligkeit eine Lebenslüge ist.

Erst jetzt dürfen wir Foma Fomitsch als den typischen russischen Schmarotzer ansprechen, den Helden aus dem »dunkelsten Winkel der Großstadt«, als ein Opfer des Westlertums, des vom Volke abgewandten Subjektivismus betrachten, Raskolnikow und Dimitris Erlösung durch Liebe als die Erlösung der ganzen Menschheit deuten. Und wir dürfen auch sagen: die suggestive Wirkung, die vom Zaïmph der Tauit ausgeht, verrät nicht einen Glauben, sondern einen Aberglauben; Flaubert als Mystiker entbehrt der Sicherheit, die ihn nie verläßt, wenn er mit Frédéric Moreau das Pflaster der Boulevards tritt, selbst in der Situation, die dem Paris seiner Zeit am meisten entspricht: In der Burg des Herodes, wo die Menschen unter den Trümmern von Götterstatuen einherzugehen scheinen. Der Mangel der höheren Wahrscheinlichkeit, der seiner Romantik anhaftet, bestätigt seinen Realismns. Wie konkret sind die Ausführungen Dostojewskis, wenn sie zu den abstraktesten Dimensionen führen, wie lebendig ist sein Allmensch. Flauberts letzte Weisheit, der Bourgeois — ist ein phantastisches Gespenst. Bei jenem wird die Ausnahme zur Regel, ist die Dunkelheit hell — bei diesem wird die Regel zur Ausnahme, ist die Helligkeit dunkel. Bei Dostojewski fangen die Menschen an zu leben, erst wenn sie auftreten; sie öffnen die Tür und steigen aus dem Leeren, sie treten ab und fallen ins Nichts. Aber wir haben sie erkannt. Flaubert räumt alle Mißverständnisse fort, flieht jede Überraschung — und zum Schluß verstehen wir seine Helden ebensowenig wie im Anfang. Der Russe bringt eine Analyse, die fortwährend Synthese gebiert, die Synthese der Franzosen löst sich in Analyse auf und verschlingt sich zum gordischen Knoten, den »Bouvard und Pecuchet« vergeblich zu entwirren suchen.

Aber wo sich diese Widersprüche kreuzen, muß eine Gemeinsamkeit liegen, die wir nur dunkel ahnen, wenn wir sagen: Rasse. Oder: Mensch. Nehmt dem Franzosen seinen Stil und er wird selbst die Lust am Absinth verlieren, solange ihr dem Russen seinen Branntwein laßt, wird er Gott finden.

* * *

Und wenn wir die beiden, dem Inhalte nach so verschiedenen Systeme gegenüberstellen, — ‹Dostojewski: »Es muß sich jeder an der allgemeinen Sünde mitschuldig fühlen« Flaubert: »Der Künstler muß, wie ein Gott, überall und nirgends sein«› — spricht aus ihnen nicht dieselbe Zauberformel: daß sich das Unendlich-Kleine nur vom Unendlich-Großen aus fassen läßt?

Otto Kaus.

ITHAKA

PERSONEN:

Albrecht, Professor der Pathologie
Dr. Rönne, sein Assistent
Studierende der Medizin
Der Student Kautski
Der Student Lutz.

Im Laboratorium des Professors.

Am Ende eines Kurses. Der Professor, Studierende der Medizin.

Professor:

Und nun, meine Herren, habe ich Ihnen zum Schluß noch eine ganz köstliche Überraschung aufgespart. Hier sehen Sie, habe ich die Pyramidenzellen aus dem Ammonshorn der linken Hemisphäre des Großhirns einer vierzehntägigen Ratte aus dem Stamme Katull gefärbt und siehe da, sie sind nicht rot, sondern rosarot mit einem leicht braunvioletten Farbenton, der ins Grünliche spielt, gefärbt. Das ist nämlich hochinteressant. Sie wissen, daß kürzlich aus dem Grazer Institut eine Arbeit hervorgegangen ist, in der dies bestritten wurde, trotz meiner eingehenden diesbezüglichen Untersuchungen. Ich will mich über das Grazer Institut im allgemeinen nicht äußern, aber ich muß doch sagen, daß mir diese Arbeit einen durchaus unreifen Eindruck machte. Und sehen Sie, da habe ich nun den Beweis in Händen. Das eröffnet nämlich ganz enorme Perspektiven. Es wäre möglich, daß man die Ratten mit langem, schwarzen Fell und dunklen Augen von denen mit kurzem, rauhen Fell und hellen Augen auch auf diese feine färberische Weise unterscheiden könnte, vorausgesetzt, daß sie gleich alt sind, mit Kandiszucker ernährt, täglich eine halbe Stunde mit einem kleinen Puma gespielt und bei einer Temperatur von 37,36° in den Abendstunden zweimal spontan Stuhlgang ge-

lassen haben. Natürlich darf man nicht außer acht lassen, daß ähnliche Erscheinungen auch unter anderen Bedingungen beobachtet worden sind, aber immerhin erscheint mir diese Beobachtung einer genauen Veröffentlichung wert, ja fast möchte ich sagen, ein Schritt näher zur Erkenntnis der großen Zusammenhänge, die das All bewegen. Und damit guten Abend, meine Herren, guten Abend.

(Die Studierenden ab bis auf Kautski und Lutz.)

Lutz:

Wenn man nun, Herr Professor, dies Präparat genau angesehen hat, läßt sich dann irgend etwas anderes sagen als: so, so, dies ist also nicht rot, sondern rosarot mit einem leicht braunvioletten Farbenton, der ins Grünliche spielt, gefärbt?

Professor:

Aber meine Herren! Zunächst gibt es über die Färbungen der Rattenhirne die große dreibändige Enzyklopädie von Meyer und Müller. Die würde zunächst durchzuarbeiten sein.

Lutz:

Und wenn das geschehen wäre, würden sich dann irgendwelche Schlüsse ergeben? Irgendetwas Funktionelles?

Professor:

Aber, mein Lieber! Schlüsse! Wir sind doch nicht Thomas von Aquino, hi, hi, hi! Haben Sie denn gar nichts gehört von dem Morgenrot des Konditionalismus, der über unserer Wissenschaft aufgegangen ist? Wir stellen die Bedingungen fest, unter denen etwas geschieht. Wir variieren die Möglichkeiten ihrer Entstehung, die Theologie ist ein Fach für sich.

Lutz:

Und wenn sich eines Tages Ihr gesamtes Auditorium erhöbe und Ihnen ins Gesicht brüllte, es wolle lieber die finsterste Mystik hören, als das sandige Geknarre Ihrer Intellektakrobatik und Ihnen in den Hintern träte, daß Sie vom Katheder flögen, was würden Sie dann sagen?

(Dr. Rönne tritt ein.)

Rönne:

Herr Professor, ich gebe Ihnen hiermit die Arbeit über die Lücke

im Bauchfell des Neugeborenen zurück. Ich habe nicht das geringste Interesse daran, einer bestimmten, in gewisser Richtung vorgeschulten Gruppe mir unbekannter Leute die bei einer Sektion gefundene Situation einer Bauchhöhle so zu schildern, daß sie sie sich nun vorstellen kann. Auch vermag ich es im Gehirn nicht, dies Spiel, diese leichte und selbstgenugsame Naivität eines Einzelfalles zu zerstören und aufzulösen.

Professor:

Ihre Gründe sind recht töricht, aber gut, geben Sie her. Genug andere Herren interessieren sich für diese Arbeit. Wenn Sie aber etwas weniger kurzsichtig wären, als Sie mir zu sein scheinen, würden Sie begreifen, daß es sich gar nicht um diesen Einzelfall handelt, daß vielmehr die Systematisierung des Wissens überhaupt, die Organisation der Erfahrung, mit einem Wort, die Wissenschaft bei jeder Einzeluntersuchung in Frage steht.

Rönne:

Vor 200 Jahren war sie zeitgemäß, als sie aus der Vollkommenheit von Organen die Weisheit Gottes erwies und aus dem Maule der Heuschrecken seinen großen Verstand und seine Güte. Ob man aber nicht nach weiteren 200 Jahren ebenso darüber lächeln wird, daß Sie, Herr Professor, drei Jahre Ihres Lebens darauf verwandten, festzustellen, ob sich eine bestimmte Fettart mit Osmium oder Nilblau färbt?

Professor:

Ich habe nicht die geringste Absicht, mich mit Ihnen über Allgemeinheiten zu unterhalten. Sie wollen diese Arbeit nicht machen. Gut, dann gebe ich Ihnen eine andere.

Rönne:

Weder werde ich beschreiben, ob bei dem Senker in das Fruchtland von Frau Schmidt die Dünndarmschlingen im 6. oder 8. Monat durch den bewußten Spalt getreten sind, noch wie hoch bei einer Wasserleiche gegen Morgen das Zwerchfell stand. Erfahrungen sammeln, systematisieren — subalternste Gehirntätigkeiten! — Seit hundert Jahren verblöden sie diese Länder und haben es vermocht, daß jeder Art von Pöbel die Schnauze vor Ehrfurcht stillsteht vor dem größ-

ten Bettpisser, wenn er nur mit einem Brutschrank umzugehen weiß, aber sie haben es nicht vermocht, auch nur das Atom eines Gedankens aufzubringen, der außerhalb der Banalität stände! Einen aus dem anderen kebsen, möglichst nah am Nabel bleiben und den Mutterkuchen nicht verleugnen — das sind Ihre Gedanken, — Maulwurfspack und Affenstirnen — eine Herde zum Speien!

Lutz:

Denn was schaffen Sie eigentlich? Hin und wieder buddeln Sie eine sogenannte Tatsache ans Licht. Zunächst hat es ein Kollege vor zehn Jahren bereits entdeckt, aber nicht veröffentlicht. Nach fünfzehn Jahren ist alles beides Blech. Was wissen Sie eigentlich? Daß die Regenwürmer nicht mit Messer und Gabel fressen und die Farrenkräuter keine Gesäßschwielen haben. Das sind Ihre Errungenschaften. Wissen Sie sonst noch was?

Professor:

Zunächst ist es gänzlich unter meiner Würde, auf diesen Ton zu antworten.

Lutz:

Würde? Wer sind Sie? Antworten sollen Sie. Los!

Professor:

Ich will mich dem Rahmen einfügen. Gut. Also, meine Herren, Sie sprechen wegwerfend von Theorien, meinetwegen. Aber in einem Fach mit so eminent praktischen Tendenzen: Serum und Salvarsan sind doch keine Spekulation?

Lutz:

Wollen Sie vielleicht behaupten, Sie arbeiten deswegen, damit Frau Meier zwei Monate länger auf den Markt gehen kann und damit der Chauffeur Krause zwei Monate länger sein Auto fährt? Außerdem — kleinen Leuten den Tod bekämpfen, wen's reizt — — — Und um es gleich zu sagen, Herr Professor, kommen Sie nun nicht mit dem Kausaltrieb. Es gibt ganze Völker, die liegen im Sand und pfeifen auf Bambusrohr.

Professor:

Und die Menschlichkeit? Einer Mutter das Kind erhalten, einer Familie den Ernährer? die Dankbarkeit, die in den Augen aufblinkt —

Rönne:

Lassen Sie's aufblinken, Herr Professor! Kindersterben und jede Art Verrecken gehört ins Dasein, wie der Winter ins Jahr. Banalisieren wir das Leben nicht.

Lutz:

Außerdem interessieren uns diese praktischen Gesichtspunkte nur ganz oberflächlich. Worauf wir aber eine Antwort erwarten, ist dies: woher nehmen Sie den Mut, die Jugend in eine Wissenschaft einzuführen, von der Sie wissen, ihre Erkenntnismöglichkeit schließt mit dem Ignorabismus? Weil es zufällig Ihrer Klabusterbeere von Gehirn genügt, in der Zeit, wo Sie sich nicht fortpflanzen, Statistik über Kotsteine zu betreiben? Mit was für Gehirnen rechnen Sie?

Professor:

. . . . . .

Rönne:

. . . . . ich weiß! Ich weiß! Feldherrntum des Intellekts! Jahrtausend aus Optik und Chemie! Ich weiß, ich weiß: weil die Farbenblinden in der Minderzahl sind, haben Sie auch eine Erkenntnis. Aber ich sage Ihnen, wagen Sie es, noch ein einziges Mal Ihre Stimme zu erheben zu den alten Lügen, an denen ich mich krank gefressen habe: mit diesen meinen Händen würge ich Sie ab. Ich habe den ganzen Kosmos mit meinem Schädel zerkaut! Ich habe gedacht, bis mir der Speichel floß. Ich war logisch bis zum Koterbrechen. Und als sich der Nebel verzogen hatte, was war dann alles? Worte und das Gehirn. Worte und das Gehirn. Immer und immer nichts als dies furchtbare, dies ewige Gehirn. An dies Kreuz geschlagen. In dieser Blutschande. In dieser Notzucht gegen die Dinge —, o, wenn Sie mein Dasein kennten, diese Qualen, dieses furchtbare am-Ende-sein, von den Tieren an Gott verraten und Tier und Gott zerdacht und wieder ausgespieen, ein Zufall in den Nebeln dieses Landes — ich sage Ihnen, Sie würden still und ohne Aufhebens abtreten und froh sein, wenn Sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden wegen Gehirnverletzung.

Professor:

Herr Kollege, es tut mir unendlich leid, wenn Sie sich nicht wohl-

fühlen. Aber, wenn Sie degeneriert, neurasthenisch, oder was weiß ich, an mittelalterlichen Bedürfnissen zugrunde gehn — was hat das mit mir zu tun? Was ereifern Sie sich gegen mich? Wenn Sie zu schwächlich sind für den Weg zur neuen Erkenntnis, den wir gehen, bleiben Sie doch zurück. Schließen Sie die Anatomien. Betreiben Sie Mystik. Berechnen Sie den Sitz der Seele aus Formeln und Korollarien, aber lassen Sie uns ungeschoren. Wir stehen über die Welt verteilt: ein Heer: Köpfe, die beherrschen, Hirne, die erobern. Was aus dem Stein die Axt schnitt, was das Feuer hütete, was Kant gebar, was die Maschinen baute — das ist in unserer Hut. Unendlichkeiten öffnen sich.

Rönne:

Unendlichkeiten öffnen sich: eine mächtige Großhirnrinde übergestülpt trottet etwas dahin, Finger stehen wie Zirkel, Gebisse sind umgewachsen zu Rechenmaschinen — o man wird ein Darm werden mit einem Kolben oben, der Systeme absondert. . . . Perspektiven! Perspektiven! Unendlichkeiten öffnen sich! —

Aber wegen meiner hätten wir Quallen bleiben können. Ich lege auf die ganze Entwicklungsgeschichte keinen Wert. Das Gehirn ist ein Irrweg. Ein Bluff für den Mittelstand. Ob man aufrecht geht oder senkrecht schwimmt, das ist alles nur Gewohnheitssache. — Alle meine Zusammenhänge hat es mir zerdacht. Der Kosmos rauscht vorüber. Ich stehe am Ufer: grau, steil, tot. Meine Zweige hängen noch in ein Wasser, das fließt, aber sie sehen nur nach Innen, in das Abendwerden ihres Blutes, in das Erkaltende ihrer Glieder. Ich bin abgesondert und ich. Ich rühre mich nicht mehr.

Wohin? Wohin? Wozu der lange Weg? Um was soll man sich versammeln? Da ich einen Augenblick nicht dachte, fielen mir nicht die Glieder ab?

Es assoziert sich etwas in einem. Es geht etwas in einem vor. Ich fühle nur noch das Gehirn. Es liegt wie eine Flechte in meinem Schädel. Es erregt mir eine von oben ausgehende Übelkeit. Es liegt überall auf dem Sprung: gelb, gelb: Gehirn, Gehirn. Es hängt mir zwischen die Beine herunter. . . . ich fühle deutlich, wie es mir an die Knöchel schlägt — — — runterkratzen. . . .

O so möchte ich wieder werden: Wiese, Sand, blumendurchwachsen, eine weite Flur. In lauen und in kühlen Wellen trägt einem die Erde alles zu. Keine Stirne mehr. Man wird gelebt.

Kautski:

Aber sehen Sie um unsere Glieder das Morgenrot? Aus der Ewigkeit, aus dem Aufgang der Welt? Ein Jahrhundert ist zu Ende. Eine Krankheit ist gebrochen. Eine dunkle Fahrt, die Segel keuchten, nun singt die Heimat über das Meer.

Was Sie vertrieben hat, wer will es sagen? Fluch, Sündenfall, irgendwas. Jahrtausende waren es ja auch nur Anläufe. Jahrtausende blieb es ja auch latent. Aber dann, vor hundert Jahren kam es plötzlich zum Ausbruch und schlug wie eine Seuche über die Welt, bis nichts mehr übrig blieb als das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch, der reckte sich von Himmel zu Himmel und aus seiner Stirne spielte er die Welt. Aber wir sind älter. Wir sind das Blut, aus den warmen Meeren, den Müttern, die das Leben gaben. Sie sind ein kleiner Gang vom Meer. Kommen Sie heim. Ich rufe Sie.

Rönne:

Was sagen Sie? Das Blut . . .? Das Meer . . .? Das Blut ist warm. Die Meere waren warm, das habe ich auch gehört. Dann wäre es zu heilen, wenn sie zurück an die Meere gingen?

Professor:

Lassen Sie sich von Rönne nicht irre machen. Er ist durch Denken ohne ernste, zielgerichtete Arbeit etwas zermürbt. Es wird solche Opfer geben müssen auf unserem Weg.

Rönne:

. . . . . Es hat das mittelländische Meer gegeben, vor unvordenklichen Zeiten, aber es gibt es immer noch. Vielleicht war das das Menschlichste, das es gegeben hat? Meinten Sie das? . . . . .

Professor ⟨fortfahrend⟩:

Aber meine Herren, alle diese merkwürdigen Bedürfnisse und Gefühle und auch das, von dem sie sprachen: Mythos und Erkennt-

nis, wäre es nicht möglich, daß es alte Schwären unseres Blutes sind, von alten Zeiten her, die sich abstoßen werden im Laufe der Entwicklung, wie wir das dritte Auge nicht mehr haben, das nach hinten sah, ob Feinde kämen? Die hundert Jahre, die es Naturwissenschaften und aus ihnen Technik gibt, wie hat sich alles Leben doch verändert. Wieviel Geist ist der Spekulation, dem Transzendentalen untreu geworden und richtet sich nur noch auf die Formung des Materiellen, um neuen Bedürfnissen einer sich erneuernden Seele gerecht zu werden! Könnte man nicht bereits von einem homo faber sprechen, statt von einem homo sapiens wie bisher? Sollten sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit alle spekulativ-transzendentalen Bedürfnisse läutern und klären und still werden in der Arbeit um die Formung des Irdischen? Ließe sich nicht von diesem Gesichtspunkte aus die naturwissenschaftliche Forschung und das Lehren des Wissens rechtfertigen?

Kautski:

Wenn Sie eine Gilde von Klempnern heranbilden wollen: ja. Aber es gab ein Land: taubenumflattert, Marmorschauer von Meer zu Meer, Traum und Rausch —

Rönne:

. . . Gehirne: kleine, runde, matt und weiß.
Sonne, rosenschößig, und die Haine blau durchrauscht.
Blühend und weich die Stirn. Entspannt an Strände. In Oleander die Ufer hoch, in weiche Buchten süß vergangen . . . —
. . . Das Blut, als bräche es auf. Die Schläfen, als erhofften sie.
Die Stirn, ein Rinnen wie von flüggen Wassern.
O es rauscht wie eine Taube an mein Herz: lacht —
lacht — Ithaka! — Ithaka! . . . —
O, Bleibe! Bleibe! Gib mich noch nicht zurück! O welch ein Schreiten, so heimgefunden, im Blütenfall aller Welten, süß und schwer . . .
Ich will dir eine Tat tun, bleibe, bleibe! O, was ist Kerker und was ist Tod. Rausch, Rausch ist stärker als der Tod.

⟨Ergreift den Professor⟩

Professor:

Aber meine Herren, was haben Sie denn vor? Ich will Ihnen ja gerne entgegenkommen. Ich versichere Ihnen, ich werde in Zukunft in meinen Kollegs immer darauf hinweisen, daß wir die letzte Weisheit hier nicht lehren können, daß daneben philosophische Kollegs zu hören seien. Ich werde das Fragwürdige unseres Wissens durchaus zum Ausdruck bringen . . . ⟨schreiend⟩ Meine Herren, hören Sie! Wir sind doch schließlich Naturwissenschaftler, wir denken nüchtern. Was wollen wir uns in Situationen begeben, denen — sagen wir — die heutige Gesellschaftsordnung nicht gewachsen ist . . . Wir sind doch Ärzte, wir übertreiben doch die Gesinnung nicht. Niemand wird erfahren, was hier geschah! Hilfe! Hilfe!

Mord! Mord!

Lutz ⟨ergreift ihn ebenfalls⟩:

Mord! Mord! Schaufeln her! Aufs Feld den Modder. Von unserer Stirne sollen Geißeln gehn in dies Gezücht! —

Professor ⟨gurgelnd⟩:

Ihr grünen Jungen! Ihr trübes Morgenrot! Ihr werdet verbluten und der Mob feiert über euerm Blut ein Frühstück mit Prost und Vivat! Erst tretet den Norden ein! Hier siegt die Logik! Überall der Abgrund: Ignorabimus! Ignorabimus!

Lutz

⟨ihn mit der Stirn hin und her schlagend⟩:

Ignorabimus! Das für Ignorabimus! Du hast nicht tief genug geforscht. Forsche tiefer, wenn Du uns lehren willst! Wir sind die Jugend. Unser Blut schreit nach Himmel und Erde und nicht nach Zellen und Gewürm. Ja, wir treten den Norden ein. Schon schwillt der Süden die Hügel hoch. Seele, klaftere die Flügel weit, ja, Seele! Seele! Wir wollen den Traum. Wir wollen den Rausch. Wir rufen Dionysos und Ithaka! —

Gottfried Benn.

DREI GEDICHTE

GEBET

Ich bin vor Dir nur ein kleines Gesicht
Und lege es manchmal in Deine Hände,
Denke manchmal: Bring' es zum Ende,
Aber verlaß mich nicht.

Du redest hart durch die andern,
Wollte doch nur am Bache wandern,
Und im Spiegel Dich sehen.

Laß mich ein wenig seitwärts stehen
Nur als Dein Hauch,
Nimm mich nicht zum Gebrauch,

Wie die, die Dich künden.
Ich will mich hinter Deines Mantels Falten
Selber finden,
Und dann mich halten.

Ich bin vor Dir nur ein kleines Gesicht
Und lege es manchmal in Deine Hände,
Denke manchmal: Bring' es zum Ende,
Aber verlaß mich nicht.

DIE WISSENDE

Ich weiß: Daß irgendwer jetzt durch die Nacht
Nach meiner Seele heiß verlangend greift,
Ich weiß: Daß einer längst an mich gedacht,
Und daß ich nun in ihm emporgereift.

Ich weiß: Daß irgendwo die lichte Nacht
Verlodert hin in übersterntem Glanz,
Daß Tage, wie des tiefsten Sommers Kranz,
Durch einen Einklang trunken angefacht.

Und irgendwo rauscht Bach und Meer und Strom
Durch zweier Schläge Herzempfänglichkeit,
Und überschlossen ragt von einem Dom
Der Schwur von aller Ewigkeit.

Doch irgendwann sinkt welkes Laub zur Nacht
Aus Händen, die einander müde sind,
Und Schwüre löst ein lock'rer Herbsteswind,
Da Zweie hell einander angelacht.

HERR, NUN IST'S ZEIT

Herr nun ist's Zeit. Es stehen Katastrophen
Am Horizonte wie erstarrt in Waffen.

Herr es ist Zeit, sie nun herbei zu raffen
Und ein Entsetzen in das leere Gaffen

In Deiner Völker ausgebrannten Ofen
Ein neues Grauen schwer hinein zu schaffen.

Herr es ist Zeit, uns Späher zu vernichten,
Die wir Dich nur wie ein Phantom erdichten:

Daß wir das Unerfaßliche nicht mehr befassen...
Herr es ist Zeit Dich nun allein zu lassen.

Maria Benemann.

VERSE

FÜR MEINEN BRUDER

In deiner Schärfe blutet dein schmaler Gedanke.
Deine Rippe zittert, wenn du die Kante senkst,
Wenn es klirrt durch deine Freiheit.
Peitscher, deine untergegangenen Augen verraten dich,
Und die Hand, am Kopfe gebogen.
Du erinnerst dich goldener Flüsse
Und ziehst ihre Wege nach.

AN EINEN

Der Bucklige spricht.
Die Glaswände sind zerbrochen zwischen uns,
Und ich seh dich viel klarer
Und bin freigeschüttelt.
Du, ich muß Riese sein:
Ich bin so weit, daß du in meine Kirche wandern sollst
Und alle frommen Dinge sehen:
Ich will, daß du jetzt alles weißt von mir.
Hör, meine Glocke brüllt für dich nach dir.
Wie Feuer schlägt sie in mich ein,
Bis du sie niederlegst mit deinem Willen,
Ihr Tönen meiner Schmerzen wandelst.

DEM FREUND

Meine Stirn ist dein großer See.
Du mußt mich lieben.
Meine Linien führe ich an dich heran,
Daß sie dich rühren.
Du bist weit zu erreichen an allen Seiten,
Und meine Tiefen dehnen sich langsam —
Ich kann sie nicht bringen,
Wenn ich zart bin:
So schmerzen wir uns immer.
Ich bin dein matter, hängender See,
Ich muß dich immer umlehnen.

Henriette Hardenberg.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

4. DER HELD

Hauptmanns Odysseus und Wedekinds Simson zeigen mir schärfer als je, wie die akklamierten Dichter der Zeit den Sinn ihrer Berufung vergessen.

Ich habe Hauptmann manches menschenselige Gefühl, Wedekind manches staunende Besinnen über die Grenzhaftigkeit und Übergrenzhaftigkeit des Menschen zu danken, aber ich will dankbar sein, wenn ich an sie als Personen denken darf: jetzt sind sie für mich nichts als Kundgebung — Kundgebung des schmerzlichsten Vorgangs.

Dieser Odysseus und dieser Simson sind der Sphäre ihrer irrationalen Ganzheit entrissen, der eine in kausale, der andre in psychologische Wahrscheinlichkeit eingestellt, und Dichter haben das getan. Darüber hilft mir keine Erinnerung an frühere Gaben hinweg.

Der homerische Held ist nicht »verständlich«, sondern wirklich. Seine Dichter, die zahllosen des Mythos und die letzterschienenen des epischen Berichts, haben die Wirklichkeit eines elementaren Menschen geschaut, als seine Zeitgenossen oder als in seinem Gedächtnis Erzogene, und haben sie gebildet, wie Dichter einer ungebrochenen Zeit bilden: indem sie den Helden Wunder erleben, Wunder tun ließen. Das Wunder ist die natürliche Sprache der naivsten Frömmigkeit, der Frömmigkeit zum Helden. Es bedeutet nicht, wie ein Heutiger es übersetzen mag, eine Ausnahme vom Naturgesetz, sondern das Ursprüngliche und Gesetzgebende, das Tun des zentralen, des entscheidenden Menschen, wie es notwendigerweise dem Hingegebenen und Andächtigen erscheint. Was darin bildnerische Aussprache findet, ist das ungeheure Erlebnis der Führerschaft. Der Held tut nicht

Übermenschliches, sondern die anderen tun Unterheldisches. Der Held ist das Maß der Dinge.

Diese Anschauung mag als primitiv-kausal bezeichnet werden, man könnte sie auch vorkausal nennen, weil sie allem vorausgeht, was heute ursächliche Weltorientierung heißt. Diese hat ihre Entstehung in dem Trieb, sich dem Irrationalen gegenüber durch Wissen und Voraussehen der Zusammenhänge, durch Einteilung und Einrichtung des Geschehens zu behaupten; sie hat ihre bestimmende Entfaltung empfangen, als der Mensch stärker als die Andacht vor dem Helden die Begierde verspürte, nicht länger in dessen Hände gegeben zu sein, statt des heldischen das »allgemein-menschliche« Maß aufzurichten und an Stelle der elementaren, unbegreiflichen, als Wunder begeisternden Tat das zweckmäßige, verständige und verständliche Handeln zum richtunggebenden Gesetz zu machen. Nun erst wird der Held als Ausnahme, bald auch nicht mehr als Ausnahme angesehen. Es bildet sich die Weltbetrachtung aus, die alles Tun und alle Täter, und so auch den Helden, in das Getriebe der Ursachen und Wirkungen einreiht, ihn daraus erklären, ja, wenn sie es nur zu übersehen vermöchte, daraus berechnen zu können sich unterfängt.

Ihr entgegen aber verharrt, an wehrhaftem Bewußtsein wachsend, die ursprüngliche, die mythische Anschauung. Wie sie das Geschehen der Welt als ein überkausal sinnvolles weiß, so erscheint ihr die Tat des Helden als eine gesteigerte Offenbarung des Weltsinns. Sie leitet sie nicht aus dem Getriebe der Ursächlichkeit ab, sondern erfaßt sie aus dem Willen des Göttlichen, sich zu verwirklichen. Sie erklärt den Helden nicht, sondern stellt sein Bildnis dar, das die irrationale Bedeutung, die undeutbare, nur eben darstellbare manifestiert. Ihr Träger ist der Dichter. Seine Berufung ist so tief gegründet, daß er sich, wie Homer, als den Zweck des Helden empfinden darf, denn im Helden wird der Sinn wirklich, aber im Mythos wird diese Wirklichkeit endgültig offenbar. Und es ist der Dichter, in dem der Mythos zum Worte wird.

Die rationale Betrachtung des Helden mag um der Stiftung einer einheitlichen Weltorientierung willen berechtigt sein, von höherer Legitimität ist die Frömmigkeit des Dichters. Er hat die riesenhafte

Aufgabe, das heroische Wunder immer wieder lebendig zu machen, jeder Zeit von neuem, daß es nicht etwa als Ausnahme vom Naturgesetz, sondern als das Ursprüngliche und Gesetzgebende, das Tun des zentralen, des entscheidenden Menschen, daß es mit Hingabe und Andacht als die fundamentale Tatsache empfunden werde, die nicht aus den andern, sondern aus der die andern zu verstehen sind. Er muß der kompakten Rationalität seiner Zeit gewachsen sein, daß er sie berichtige, aber von ihr nicht wieder berichtigt werden könne. Er muß die Gewalt und die Würde einer inappellabeln Instanz haben. Er muß die Wirklichkeit seines Blickes so groß, so unanzweifelbar vor den Blick der Menge einsetzen, daß ihr die Wahrheit ihrer Tage zum Trug und das scheinhafte Bild des Gedichts zur innern Wahrheit der Welt werde. Er darf die stoffliche Wucht des Wunders mindern, aber nur um es seelenhafter, nicht um es wahrscheinlicher zu machen, er darf das sichtbare Maß des Helden dem unsern annähern, aber nur um uns innerlicher zu überwältigen, nicht um uns den Glauben zu erleichtern. Er darf, er soll Kausalität geben, aber die seiner Vision, die in sich notwendig und sinnvoll zusammenhängend ist, nicht die des »historischen Verständnisses«.

Hauptmann will den freiertötenden Odysseus wahrscheinlicher, glaubwürdiger machen, aber er ist nur nichtig geworden und aus einem Täter, dessen Rede selber Tat ist, ein Sprecher so langwieriger ob auch wohlklingender Worte, daß ich ihm auch das klägliche bißchen Tat, das er zuletzt zu vollbringen vorgibt — daß er vier waffenlose, betrunkene Kerle auf etliche Meter Entfernung abschießt — nicht glauben mag. Dieser Dichter hat einst den »Florian Geyer« geschrieben, ein Werk, in dem heroischer Atem weht, aber diese Erinnerung ist alles eher als Trost. Damals ließ er sich von einer Art des Sehens, die in unserer Zeit erstarkt ist ‹es ist eine große Art, die das Heldische im Volk verwurzelt und aus ihm aufkeimend sieht›, anregen, er gestaltete sie, jetzt läßt er sich von der Unart, der Unkraft, dem »Verständlichmachenwollen«, das in unserer Zeit wuchert, bestimmen, er macht es mit. Die kompakte Rationalität der Zeit, die ihm schon in den »Emanuel Quint« hineinreden durfte, hat ihn hingenommen.

Anders, aber nicht geringer vergeht sich Wedekind gegen den ewigen Sinn des Helden. Bei Hauptmann ist das heroische Wesen

in seiner Beziehung zur Welt entstellt, bei Wedekind in seiner innern Struktur. Hauptmanns Odysseus ist kausalisiert: er bringt nichts zustande, was nicht der normale Mensch nach den allgemein anerkannten energetischen Formeln zustande bringen kann, Wedekinds Simson ist psychologisiert: es geschieht nichts mit ihm, ohne daß er mit kundiger Selbstanalyse erforschte und mit pointierender Dialektik vortrüge, was er dabei empfindet und warum er es empfindet. Seine Taten werden durchaus der mythischen Überlieferung gemäß berichtet, sie sind nicht geschmälert worden, aber ihr Geist ist ihnen genommen, und statt seiner ist ihnen ein Geist angestückt worden, der um seine »Motive« Bescheid weiß und auch in der Terminologie beschlagen ist.

Der biblische Held hat keine Psychologie. Der angeschaute Held hat keine Psychologie. Freilich, auch der unheldische Mensch stellt in jedem Augenblick eine Totalität dar, die unendlich mehr und wesentlich anderes ist als die Summe ihrer »Teile«, d. h. der Produkte der psychologischen Analyse, auch ihn zerlegen ist irgendwo ein Unrecht. Aber er rechtfertigt es durch sein Dasein: weil er selber gelockert, disparat ist, weil in ihm selber, mag er noch so einfältig sein, ein Auseinander waltet. Des Helden Wesen jedoch ist in seiner Gestalt: in seiner fugenlosen Ganzheit, seiner stoßkräftigen Geschlossenheit, er hat sein Erleben mannigfach, leibhaft und einig wie er sein Tun hat, aber er hat keine »Motive«, er ist vielfältig, aber wie ein Gedicht, nicht wie ein Wörterbuch, er weiß um die Blitze seiner Leidenschaften, aber nicht um die Elektrizität. An ihm vollzogen wird die psychologische Analyse zum Widerspruch: weil der Held die Offenbarung der Ganzheit ist. Der Dichter aber, der ihn so analysiert, sündigt wider den Geist, denn ihm, dem Dichter, war vom Geiste aufgegeben, die mythische Anschauung zu tragen und zu hüten. Er darf den Helden beschreiben, wie einen Baum, er darf ihn erzählen, wie ein Erdbeben, aber er darf ihn, den in seiner Einigkeit Bestehenden, nicht als einen zerlegbaren Mechanismus vorführen. Der Held des Dichters darf sagen, was er fühlt, aber nicht, wie es zugeht, daß er es fühlt — denn sonst ist er, der wirklichste Mensch, ins Fiktive hinabgesunken. Der Held des Dichters darf prahlen, darf lügen, aber er darf nicht jene selbstanalytische »Wahrheit« reden, welche die Zersetzung der Wirklichkeit ist.

Die Helden sind die Gipfelungen und Knotungen des menschheitlichen Geschehens. In ihnen offenbart sich dem Menschen leuchtend und unmittelbar der Charakter der Unableitbarkeit und Unzerlegbarkeit, der allem Geiste innewohnt, aber sich einzig hier, in der zentralen Gestalt, vollkommen äußert. Doch der Trieb zum Ableiten und Zerlegen, den die von ihm Besessenen den Trieb zum Erkennen heißen ‹und wahrlich, er hat dessen Antlitz wie der Antichrist das Antlitz Christi hat›, hält vor dem Helden nicht ein; ja, sich an diesem zu üben ist sein heftigster Genuß: wo könnte sich seine Lüsternheit so sättigen, wo könnte er so viel Wirklichkeit vernichten wie hier? Aber er ist betrogen. Wie in der Sage die lebendige Helena von den Göttern aus Troja entrückt wird und der Kampf um ein Schattenbild tobt, so ist es nicht der Held, sondern ein wesenloses Gespenst, um das sie sich bemühen. Bis die realisierenden Menschen, und unter ihnen der an Äußerung mächtigste, der Dichter, voran, den Trug besiegen, den Helden heimführen und in seine Herrschaft einsetzen.

Wie aber, wenn der Dichter den Sinn seiner Berufung vergißt und an den Popanz glaubt?

Martin Buber.

DER VERSUCH ZU LIEBEN

EINE NOVELLE

WILHELM kannte das hübsche Mädchen ein paar Monate. Es erfuhr alles.

Sein Kleid war von einer Damenhand geschmückt, die Schuhe oft gewöhnlich. Es lächelte maßvoll, man konnte nicht zu schnell schreiten — aber es sagte: »Ich bin nicht grazil, ich bin fett« ..?

Sein Name war langweilig. Die Freunde hörten es Stefa Frühling nennen und nahmen Wilhelms Einfall hin; das hübsche Mädchen wurde gewöhnt, andere Worte zu hören.

Als sie spazieren gingen und Wilhelm sagte: »Ich hab dich gern, aber ich küsse die Mädchen nicht«, lächelte Stefa Frühling mit rot geöffneten Lippen, drohend: »Das sag ich meiner schönen Schwester!«

Sie gingen oft spazieren. Sie drangen unbesorgt in verlassene Gärten ein. Es war noch Winter da draußen vor der Stadt. Stefa Frühling erzählte, wovon sie nachts geträumt hatte: »vom Verreisen ans Meer«, »von einem Himmel ohne Häuser« — und wurde Schwatzliese gescholten. Alsbald schrie sie mit großer Kunst wie eine Elster, wurde gelobt und echote alle Vogelrufe nach.

Abends fror Stefa Frühling, Wilhelm trug sie in seinem Paletot. Das große Wickelkind krallte die Hände in sein Haar, eine ungesunde Zärtlichkeit.

Er ging nach Hause: Sie ist nicht fett, das ist nicht präzis. Sie ist prick. Wie sie schrie, die pricke Drossel.

Stefa Frühlings Familie lud ihn ein. Während man plauderte, saßen auf dem Sofa blond und schwarzhaarig Mutter und Mädchen. »Dame und Damenjunges« dachte Wilhelm.

Dann war der Winter zu Ende. Die Tage fielen auseinander, und Wilhelm verließ die Stadt.

Ihr braun gesiegelter Brief lag morgens zwischen dem Teeporzellan. Er gab ihn seinen Fingerspitzen zum Spielen. Das Format der Umschläge differierte, aber das graphische Bild auf den Briefen hatte photographische Ähnlichkeit. In gleichem Tempo schrieb sie ihre groben, flüchtigen Buchstaben über kleine und große Kuverts.

Im April reiste Wilhelm zurück, durch die Wälder. Die Sonne glänzte und schwankte. »Ich werde in der Stadt eine Postkarte schreiben: Ich bin hier, ich freue mich. Wir wollen spazieren gehen.«

In den Straßen fühlte er das Tupfen von Luft und Sonne in seinem Gesicht. Alles erwartete ihn hier. Alle Müdigkeiten und Ansammlungen waren fort.

Das Zimmermädchen brachte die eingegangenen Briefe. Wilhelm sah nach der Handschrift und bog einen zwischen den Fingern: er würde lächeln bei der Lektüre. Da fiel Stefa Frühlings Photographie dunkel über die roten und grünen Tropfen der Briefmarken auf den Schreibtisch.

Am gleichen Nachmittag sagte Stefa Frühling: »Ich werde heiraten«.

»Natürlich«, sprach er, »wirst du das.«

»Aber ich werde mich zunächst verloben und dann diese Spaziergänge aufgeben.«

»Wenn du verlobt bist, gratuliere ich dir. Ich habe auch ein kleines Geschenk. Denke an mich, solange es vorhält.« Er hatte einen Karton Konfekt in der Tasche.

Sie sah ihn an. Die Größe seines Gefühls während der Reise machte ihn verlegen. Werde ich mich morgen grämen? dachte er. Ich liebe sie, wenn sie fort ist, wenn ich sie sehe, tue ich sonst nichts mehr.

Er sagte zögernd: »Ich habe dich nicht geküßt. Ich wußte niemals, ob wir uns liebten. Ich weiß es wieder nicht.«

»Hattest du nicht Angst, daß ich dich verlassen könnte?«

»Ja, im Grunde war ich feige.«

»Und jetzt, da ich dich allein lasse, küssest du mich jetzt?«

»Vielleicht.«

Sie redeten, sie gingen achtlos mit den Worten um, sie infizierten sich mit ihnen.

»Wenn wir uns die Hände geben, sehen wir unsere Augen später nicht mehr?«

Stefa Frühlings Stimme veränderte sich: »Ich bin doch so unschlüssig. Ich muß jetzt allein sein. Ich muß mich entschließen. Ich werde alt. Heiraten, das ist wenigstens etwas Neues. Das andere wäre freilich schöner, was ich nicht bekomme. Wir kriegen es ja nicht fertig.«

»Ja,« sagte Wilhelm, »wir würden auch nicht mehr vollbringen als heiraten: Anekdoten zusammentragen, das Zufällige annehmen, weil es neu ist.«

»Wenn ich es nicht brauchte, wenn ich etwas anderes hätte, ich würde mich freuen, wenn ich nicht zu heiraten brauchte. Meine Mutter rät mir dazu. Sie hat Furcht, ich könnte wieder ausbrechen. Sie meint, wir sollen jetzt nicht zusammen sein.«

»Heirate«, sagte Wilhelm mitleidig und sah sie an und sah ihren Mund: Sehr hübsch, sehr hübsch, dachte er — — — aber was für Gefühle sonst!

Unterwegs zu den Häusern der Stadt begann er die Trennung zu erleben. Das Gesicht der Tage alterte.

Er fand in seinem Zimmer die Lampe ohne Öl. Es war niemand mehr in der Küche. Da setzte er sich an den Schreibtisch und roch an Stefa Frühlings Briefen. Die Sekunden stachen ihn. »Heute kann ich sie nicht mehr sehen!« sagte er. Es wurde Schmerz in ihm.

Er machte Spaziergänge mit seinen Freunden und spielte abends Schach. Er bat sie in halbem Scherz, ihm eines ihrer Mädchen zu überlassen: »Ich altere frauenlos. Ich bin jähzornig geworden. Suizid drängt sich auf. Ich begreife nicht, daß ich keine Frauen habe.«

»Wir haben auch nur unser Auskommen, keine Rede von Ausschweifung. Uns allen fehlt das Tierherz des Zuhälters.«

»Was soll ich tun?«

»Dich um nichts kümmern. Die Frühling heiraten lassen, wen sie will. Wie wolltest du sie lieben, da es Liebe nicht gibt!«

»Ist also mein Gefühl Schwindel? Ich bringe es nie heraus.«

»Pah, möchtest du mit ihr schlafen? Du lügst, wenn du nicht geil bist!«

Das Gespräch ging weiter, doch Wilhelms Gedanken versteckten sich hier. Er verlangte Hilfe von der Skepsis gegen die Leidenschaft.

In der Nacht fand er keinen Schlaf. Sein Körper blieb heiß. Die Vorstellung seines Verlustes wurde maßlos. Trotzdem wußte er, »ich liebe sie nicht«, und hatte Stöhnen in der Kehle.

»Die schlimmen Tage werden nicht heilen!« Er versuchte es mit Sexualität, aber die Fleischesjugend einer Kokotte erlag seinen seelischen Strapazen. Er holte sich Ekel und nervöse Tränen und saß den Rest dieser Nacht halluzinierend am Schreibtisch.

Am dritten Abend besuchte er eine Gesellschaft. Das Haus leuchtete wie ein fremder Stern.

Stefa Frühlings Mutter wurde ein wenig verstört, ein wenig böse, als sie ihn sah, sagte:

»Herr Kreißler, wir wollen uns aussprechen wie ein Mensch zum andern«, sagte, »die Kleine ist zu Hause und weint.« — — Er sagte: »Ah, das Kind einer Dame!« Zitternd. Freudeweiß. — —

Er ging in der Straße. Seidener Fluß Erotik! Luft, die Frauen mit den Brüsten gepreßt hatten, fiel auf ihn. Im Café schrieb er ihr. »Bleibe meine Freundin! Ich habe niemanden. Ich gehe zu Grunde, wenn du mich verlässest. Ich altere frauenlos. Ich kenne die Dirnen aller Stände, aber ich bin kein Tier mehr. Meine Güte wurde jähzornig nach und nach. Du hast mein Herz geboren, nun herze es — du junge Mutter!

Sie treffen sich. Mondabends. Der Garten ist grün und die Luft hell. Wilhelm redet nicht mehr. Alles ist entstellt. Er sieht ihr Gesicht und empfindet Schweigen und Haß. Er sitzt schmerzmüde bei ihrer Angst. Er beobachtet die Mädchenangst in ihren Augen. Er spricht freundlich mit ihr und küßt sie nicht. Er genießt die Vergeltung für das, was er an drei Tagen gelitten hat. Seine Grausamkeit erfrischt ihn. Er hilft ihr nicht, sieht ohne Mitleid, daß ihre Liebkosungen täppisch und jungfräulich bleiben und bekommt einen Schluck Küsse über die Lippen. Ihr Kuß ist mager und hat den Geruch von Tränen.

Es dauert eine lange halbe Stunde, dann sagt Wilhelm: »Wir wollen gehen.«

Paul Boldt.

DAS GOLDBERGWERK

ERBARME dich, großer Pharao und gib Wasser den Verdürstenden!

Höre an, Herr:

In der Wüstengebirge einem, wohin du unser achthundert verbannt hast, denen deine Gnade ihr Leben schenkte, gibt es ein Goldbergwerk. Daher kommen wir fünf, die hier vor dir im Staube liegen, als Abgesandte. Seit einem Jahre wohl hat es nicht mehr geregnet, die Zisternen sind brach, die Brunnen sind leer. Mensch und Tier schreien, und alle sterben aus. An hundert Männer und Frauen und Kinder sind schon tot. Acht Tagereisen ist es von unserem Bergwerk bis zu diesem fruchtbaren Garten der Heimat.

Uns fünfen gab man vom letzten Brot und vom letzten Wasser, daß wir reisten: zu dir, Pharao.

Den Sonnengott selber dürstete in der endlosen Wüste, und er kam in unser Bergwerk trinken. Durch den Gürtel leeren kochenden Dampfes beugte er jeden Morgen aus seiner Höhe das glühende Angesicht, und er trank und trank aus unsern vier Quellen, bis sie matt und erbärmlich wurden, und ihr Widerhallen in den Felsen nur noch röchelte und dann hinsank. Des Gottes Hände sind unsichtbar und greifen alles beim Ursprung: da konnten wir ihnen nicht wehren. Nun ist der Gott satt und geht einen anderen Weg vorbei am Gebirge, aber sie, die nicht nebenaus können, kommen alle um.

Pharao, rette, die du noch am Leben findest! Schicke eilends eine Karawane, soviel Schläuche sie tragen kann! Entsende eilends die Kundigsten im Brunnenbau, damit sie vielleicht einen neuen Quell in der Tiefe des Gebirges auftun. Die Quelle wird nicht Wasser, sondern Leben ergießen. Sie wird durch die erfrischten Menschen

zu den Göttern aufwärts fließen, aufrecht wie ein Springbrunn. Die Quelle bist dann du, und sie spricht deinen Namen.

Sei du die Quelle!« —

Ob die fünf Botschafter diese Gebete aus der Wüste an das Ohr des Pharao getragen hatten? —

Wie ein riesiger, schwarzer Stadtwall stand das verfluchte, goldreiche Gebirge der westlichen Einöde gegen den Himmel, heiß ringsum, ringsum dünstend und stinkend. Von seinen höchsten Zinnen war bis in den zitternden Horizont hinein nichts zu sehen als Geröll oder unfruchtbarer Sand.

Und die achthundert Menschen, Gerechte und Verbrecher, Greise und nachgeborene Säuglinge, Töchter und Mütter, Söhne und Väter, krochen wie Ungeziefer durch ihren großen Steinhaufen und erstarben schon vor dem Tode: das Leben reichte ihnen nicht mehr in die Füße hinab, es siechte in den Fingern, es wollte in den Kehlen nicht mehr tönen. Seit ein paar Tagen war das Bergwerk stumm.

Kein Tor verschloß es nach außen, kein Bewaffneter stand im Weg. Alle waren jetzt frei, und fast alle blieben. Sie begriffen endlich das Herz der Wüste, an dem sie wohnten, sein Schlag dröhnte in ihren Köpfen. Zuerst waren viele geflohen mit Speise, soviel sie schleppen konnten, doch ohne Trank, und das Geschrei der Hyänen bei Nacht, hinter dem Himmel, zeigte die Stätten ihres Todes an. Manche waren umgekehrt und dann meist unterwegs, vor oder in dem Bergwerk umgebrochen. Nun ging nur selten noch jemand, verzweifelt begriffen sie ihre Machtlosigkeit vor der Wüste. Ihre Arbeit stand still.

Sie lagen im Schatten ihrer Binsenhütten, die elend an den Felsen klebten, sie hockten im Dunklen in den Arbeitsstollen der Berge, sie saßen wie aus Gewohnheit hinter den trockenen, steinernen Goldwäschertischen, die Arme glatt ausgestreckt, und die Millionen Funken der Goldstäubchen darauf brannten ihre stumpfen Augen blind. Ihre kleine Oase am Ostrand wurde Asche, die Bäume wurden steif, das Gras schwarz. Kein Euter gab mehr Milch, die letzten Ziegen meckerten kaum noch, die letzten Antilopen von Zeit zu Zeit, wenn sie die schwarze Angst wie ein Wahnsinn packte, die Gänse taumelten.

Wer Wasser stehlen wollte, wurde von den anderen erschlagen, und doch lag kein Wächter mehr vor den unreinen Lachen, weil die Wächter sich gegenseitig getötet hatten, wenn einen die Gier nach Wasser gepackt hatte. Die Felshöhlen mit dem letzten Korn und Mehl aus der Heimat galten soviel wie das Erz, man konnte vor Durst nicht mehr essen. Kein Aufseher waltete.

Die Tage des Aufruhrs, des Bürgerkriegs und Mordes waren vorüber.

Die Gehirne erschlafften und schlugen Gespensterschlachten. Der Wahnsinnige, ein junger Priester aus der Gegend von Memphis, um den sich längst niemand gekümmert hatte, wurde zuletzt wieder angehört. Man verstand seine irren Reden, nickte mit dem Kopfe und schloß die Augen. Der Priester saß noch immer zuhöchst im Gebirge, im Auslug über die runde Weite. Die Sehnsucht nach der Heimat sollte ihn verrückt gemacht haben. Anstatt Erz aus den Tiefen zu meißeln, hatte er oben einen ungeheuren Felsen bearbeitet, der jetzt wie eine gigantische menschliche Fratze anzusehen war, nasenlos, mit einem starr offenen zahnlosen Maul, einem kleinen, trotz mühevoller Meißelarbeit nur angedeuteten und gleichsam ausgelaufenen Augenloch und einem großen natürlichen. Der Priester war verbannt worden, weil er ehrgeizig den Gott seines Gaues über die angeseheneren Nachbargötter zu erhöhen getrachtet hatte, und hier verkündete er im Irrsinn seinen neuen Gott weiter, den Fliegen und Skorpionen und seinem eigenen Echo. Er schlief in dem höhlengleichen Augenloch des Kolosses auf den notdürftig verdeckten Felsrunzeln, doch manche Nacht ging er, ein brennendes Kikibündel schwingend, wie ein ruhloser Gedanke in dem großen Götterkopf umher, schrie und klagte. Als man ihm schließlich zu trinken verwehrte, sprach er nichts dawider, erhob auch nicht seine Hand, erkrankte und blieb auf seinem Lager. Der Widerhall seines Gesanges hatte in den Schluchten gewohnt, nun hatte das stumme Grauen auch sie. Alle Morgen schleppten sie die Toten der Nacht weit vor das Bergwerk hinaus.

Die Boten kamen nicht wieder. Man suchte sie im Himmel ringsum, und die Augen starben in den Himmel hinein.

Aber eines Morgens bohrte sich etwas durch die östliche rosa-

graue Dunstwand und wuchs heran. Da krochen alle von ihren Matten, aus den Schachten, von den Steinhöhen wie verborgenes Gewürm auf eine Beute. Ein Greis rief dem andern zu: Nun kommt, die ihr wie die Läuse in der Wüste wohnt, kommt, ihr Glückseligen. Stöhnen und Jauchzen erwachte hier hinter der Welt. Ein Kind öffnete den Tierpferch, Ziegen und Antilopen kamen heraus und liefen in dem elenden Menschenknäuel mit, der Karawane entgegen.

Als diese nahe war, erhoben sich schluchzende Stimmen: »Es ist der Pharao selbst. Seht die Krone der beiden Länder. Das Erbarmen kommt. Seht Pharao, den starken jungen Krieger. Seht das schöne junge Weib an seiner Seite, die Königin, im Schmucke von Weißgold und Lazuli.«

Die meisten warfen sich schon lang auf den Felsgrund, viele weinten, und es rief wie aus der Erde: hilf uns, hilf uns. Kein Verbrecher war jetzt hier unter den manchen Verbrechern, außer einem.

Das war Hesi, ein Leichenräuber und Leichenschänder. Die Letzten knieten nieder, nur er nicht. Seine schwarzen Augen glühten fern auf der, die neben dem Pharao heranritt. Sein Haupt war aufrecht, und, als wäre er kein Todgeweihter, drängte er sich über die Hände seiner Brüder hinweg durch die vordersten Reihen. Dann blieb er, bleich wie vor der Erscheinung eines Gottes, stehen, schattete die Augen mit den Händen ab und starrte auf die Königin. Seine Beine bebten wie die Beine der Tiere, die neben ihm standen, sein Blut war so traurig und schwer wie das ihre, und jetzt war auch sein Herz so erschrocken wie das der Tiere. Seht, er liebte die Königin.

Er hörte nicht auf die Worte Apaanchus, des Pharaos, die der zum Gruße sprach. Er sah an ihm vorbei und zuckte nur nach der Seite zusammen, wenn er sich von Apaanchus Blick getroffen fühlte.

Er war am Verdürsten so gut wie alle, doch drängte er sich nicht herzu, als Wasser- und Weinschläuche verteilt wurden.

Er war der Rüstigsten einer, doch eilte er sich nicht, mit anderen huldigend den Fürsten vom Tiere zu heben. Er sah bloß ein Weilchen auf die vielen Sklavenkinder, die schüchtern den Kamelen die Flanken streichelten und sie küßten, als wären dies die Götter der

Heimat, von denen sie manchmal dunkel gehört, doch dann zwang seine Seele seine Augen zurück auf die Königin.

Deren Blick war in schwermütiger Verwunderung umhergegangen unter den armen Verworfenen, die sich labten und denen dabei der Schweiß ausbrach und die Schläfen dick wurden und schnell zu schlagen begannen. Sie saß noch immer hoch auf ihrem prunkvoll gesattelten Kamele, das seinen gelben Kopf stolz in die Höhe hielt. Plötzlich fühlte sie, wie sie ganz und gar in einem einsamen, groß aufgegangenen Anschaun gleichwie im Schatten stand. Sie griff an den Zügel, als wollte sie ihr Tier beiseite wieder in die Sonne ziehn. Doch hielt sie inne und sagte:

»Deine Augen fragen mich etwas.«

Er antwortete: »— Ich weiß es nicht. Züchtige mich darum nicht.«

»Du hast noch nicht getrunken.«

»Du sagst es.«

»Man sagt, ihr stürbet Durstes.«

»Du sagst es. — Wer bist Du?«

»Das Weib des Pharao, Zait, die Königin.«

Vier aus ihrem Gefolge wollten sich auf ihn stürzen und ihn fortzerren. Doch Zait wehrte ab und sagte:

»Laßt ihn. Er spricht ehrerbietig. Laßt ihn sprechen. Wer bist du?«

»Ich heiße Hesi.«

»Du bist von hoher Abkunft?«

»Nein Königin, meine Anverwandten waren Weber in ihren Hütten, Bauern in den Marschen, Hirten in den Sümpfen des Nordens.«

»Warum bist du hier?«

Hesi schwieg, errötete sehr und warf sich jäh auf die Knie und Ellenbogen, dann klagte er sich an:

»Ich habe die Gräber deiner Vorfahren, der hohen Götter, beraubt. Ich kroch bei Nacht hinein auf den Wegen des Südwinds und der Vögel, denn ich war sehr arm und hungerte, weil man mich aus meinem Amte gejagt hatte.« Weinen schüttelte seinen Körper, als er nach einer Weile hinzufügte: »In Gerechtigkeit«.

Er erhob sich, und in unendlicher Traurigkeit sah er fort nach dem Horizont, und dem Horizont erzählten seine Augen.

Er hatte der Zunft der Balsamierer angehört. Junge tote Frauen

kamen oft unter seine Hände, vornehmer und schöner, als sie ihm je erreichbar sein konnten. Der Knabe träumte ihrer Schönheit nach. Auf seine Frage, warum sie mitunter erst einige Tage nach dem Tode seiner Zunft überlassen wurden, hatte er mit Grauen gehört, es geschähe aus Vorsicht, weil die Toten häufig geschändet worden seien. Da hatte er begriffen, warum sein Stand so verachtet wäre, warum ihm die Nachbarmädchen feindlich auswichen, und nach einem halben Jahre hatte er sich an einem Weibe, aus dem unter seinem Schnitte noch warmes Blut über seine Hände gelaufen war, selber vergangen. Mütterliche Fürbitte hatte ihn damals vor der Verbannung bewahrt, doch er war verloren. Nicht viel später wurde er in einer Grabkammer beim Raube ertappt, und er, der Dreißigjährige, mußte es nun schon zwölf Jahre eine Gnade heißen, damals nicht hingerichtet worden zu sein.

Die Königin hatte ihn in seinem klagenden Schweigen vor der Wüste betrachtet. Und darum wehrte sie nun ihren Dienerinnen, die sie endlich von ihrem Kamele heben wollten. Sie stieg ohne Hilfe von dem Rücken des Tieres und wandte sich an Hesi.

»Euch soll geholfen werden, Hesi. Eure Botschaft hat mich wie eine Geißel geschlagen. Ihr habt mich gejammert, und ich sprach zu Apaanchu, dem Pharao, meinem Gemahl: Rüste mir ein Tier und dir, ich will das Elend in der Wüste sehen und mit dir ratschlagen und sinnen und helfen. Darum sind wir durch die Öde gereist, Bruder von Schakalen.«

»Königin,« erwiderte Hesi traurig, »und dann reitet ihr wieder heim und erzählt, ihr rittet, Brüder von Schakalen. Königin, deine Worte sind gut, deine Worte sind bitter, deine Worte sind bitterer als Vogelgalle. Mich dürstet sehr, mir schwindelt.«

Er drehte sich um, man reichte ihm eine Schale, ließ sie aus großem Schlauche vollaufen. Hesi trank und trank, und als die Schale halb leer war, schoß ihm durch den Kopf, er müsse den Rest der Königin darreichen. Er taumelte bei diesem Gedanken, eine Antilope scheuerte sich an ihm, da streckte er den Arm mit der Schale an ihr Maul und fiel hin. Ein paar Gewaffnete fragten die Nächststehenden nach seiner Hütte und trugen ihn auf das Lager.

Nach ein paar Stunden erwachte er. Er setzte die Türmatte bei-

seite und legte sich wieder. Er konnte einen großen Teil der Ansiedlung übersehen. Geradeaus, ziemlich fern, war das königliche Lager inzwischen aufgeschlagen worden, viele große weiße Zelte.

Den Pharao, umgeben von Gefolge und einem hellen Haufen Verbannter, bemerkte er rechts tief in einem Felsenkessel, in dem sich aus alter Zeit her ein leerer Brunnenschaft befand. Die Baumeister hatten ihn geprüft und stiegen eben herauf. Sie schüttelten den Kopf, und alle gingen weiter. »Sie werden nichts finden«, sagte Hesi vor sich hin, aber es tat ihm nicht weh. Er wandte sich ab und blieb liegen.

Da hörte er Stimmen über sich. Er sprang auf. Linker Hand, den Felspfad herab, kam ein anderer Haufen, dessen Mitte die Königin war. Sie strebten einem anderen Brunnenloch zu, das unweit seiner Hütte in früheren Jahrhunderten geschlagen war, ein breiter Steinwall umgab seinen Rand, lange Leitern hingen in seine Finsternis hinab.

Hesi drängte sich hinzu, nahm einem anderen die Hacke aus der Hand und sprang die Sprossen hinab, ohne die Königin anzusehen, doch wollte er nicht sich und seinen Brüdern dienen, sondern nur ihr allein. Er wollte für sie arbeiten, aber kein Wasser finden, sonst zöge sie ja wieder heim. So schickte er in Körben durch die Menschenkette auf den Leitern, von Hand zu Hand, nach oben, zu ihr, was die harten Zeiten hinabgestreut hatten, Geröll, Tierknochen, zerbrochene Geräte, Gold, ein paar Menschenschädel. Alles sollte die Königin grüßen, alles belud seine vor Darben und Erregung verzückte Seele mit Zärtlichkeit, und die Körbe stiegen steil in die lichte Höhe wie aus eigener Kraft. Stunden vergingen, bevor die Härte der Brunnensohle kam. »Laß!« sagte der Baumeister neben Hesi, ohne mit seinem Hammer nur einmal anzuklopfen. Er stieg langsam hinauf, Hesi folgte ihm Schritt für Schritt. Der Tiefenkundige war ein eitler Mensch, der die Wüstensklaven verachtete und nicht warten konnte, seine Kenntnis der Erdengeheimnisse zu offenbaren. Der unsägliche Jammer, den seine Worte in den Herzen aufwecken würden, schmeichelte seinem Gelüst nach Gewalt.

»Königin«, sprach er, »verwirf mich nicht aus deiner Gnade, aber in diesen Bergen ist kein Wasser verborgen. Unsere Augen werden es nicht sehen«.

»Was dann?« fragte Hesi zuckenden Mundes Zait. »Ihr zieht heim, und aus uns, den Brüdern von Schakalen, soll Fraß der Schakale werden.«

»Du lügst«, sagte die Königin zu dem Kundigen, wankend vor Schrecken, mit zorniger Stimme! »Geh abseits, du sollst fürder nicht geachtet sein vor dem Angesicht des Pharao. Sucht ihr anderen!«

Zait wandte sich. Nacht fiel von ihrem bleichen Gesicht und umgab ihre Schritte, und ihre Seele schrie zu Hathor, der Göttin. Von Gefährtinnen gefolgt, ging sie langsam zu ihrem Zelt und verschwand darin. Einer Dienerin befahl sie, Pharao zu sich zu bitten. Er kam bald und ging zu ihr.

Die Bergleute taten sich alle zusammen und klopften, wo die Wasserfinder hinwiesen, fiebernd, durch die jäh über ihre Seelen gehängte Finsternis tiefer geschwächt als zuvor. Die Pestilenz ihres versiegelten Lebens fuhr stöhnend in ihrem Atem aus. Die Hirne schmerzten, schwer, als wäre das Gold, das sie sonst gruben, in ihren Köpfen, und als müßten sie die Köpfe spalten. Sie sprachen nicht, sie weinten nicht, sie pochten, als riefen sie wen aus der Tiefe, sie bauten, als bauten sie Gräber.

Die Sonne wurde schon dunkel.

Die Kinder hatten sich fast alle vor den äußersten Wachen zusammengetan, sehr krank fast alle, und alle sahen immer wieder zu den Königszelten hinüber. Dort wohnten die Götter. Sie wohnten draußen vor dem Schicksal.

Hesi war in seine Hütte zurückgegangen. Seine Glieder waren kühl, doch sie glühten von innen bis in die Monde seiner Fingernägel. Er ging nicht trinken, obwohl ihn wieder dürstete. Er schlug seine Schlafmatte gegen die Felswand, daß der Staub davonstob, und legte sie mit großer Sorgfalt zurecht. Dann stand er lange davor und sann nach. Er weinte ja? Und dann ging er fort.

Er stand am Pferch der Kamele. Es wurde dort zum Abend Wasser ausgeteilt.

»Gebt mehr Wasser!«

Er hatte einen Napf voll, dann noch einen bekommen.

»Ich will mehr!« sagte er, nachdem er ausgetrunken hatte.

»Ich darf dir nicht mehr geben«, sagte ihm der Aufseher. »Es sind eurer viele.«

»Ich sage dir, gib mehr!« antwortete Hesi mit drohend geballter Faust für alle.

Er stieg mit dem zum drittenmal gefüllten Napf zu dem irren Priester hinauf. Es trieb ihn hin zu ihm, der geheim war für das Geheime, ein Mensch wie ein Acker und wie das Gras auf dem Acker. Krank lag der Priester in seinem Kote auf den Matten. Hesi streichelte ihm die Wangen, als wäre er ein Weib, und labte ihn. Der Siechе trank, tastete dabei mit den Fingerspitzen über die geschwollenen Adern an Hesis Hand, legte sich dann nieder und blieb teilnahmslos abgewendet. Hesi saß hinter ihm, an die Felswand gelehnt, und sah vor sich in dem Loch des steinernen Gottesauges die Abendröte untergehen. Plötzlich weckte er in großer Angst den Kranken und klagte: »Du, wir sterben jetzt alle, soviel wir hier sind. Auch der Pharao und sein Weib. Das werden wir töten. Das haben mir die Rinder meines Vaters gesagt, denn ich sehe sie heute wieder grasen, ganz schwarz, nur an Bauch und Knöcheln rot. Ich habe ihnen bunte Schilftroddeln und Decken geflochten, ich habe sie mit süßem Teig gemästet. Ich strecke meine Hand und halte ihre Hörner darin, und wenn ich die Hand betrachte, so ist sie leer. Sie redeten aber.

Und ich schließe dann die Augen und strecke wiederum die Hand aus, und das tote Weib, an dem ich mich verging, liegt blutend auf ihrer Fläche, und wenn ich die Hand betrachte, so ist sie wieder leer. Doch die Tote sprach, wie das Vieh. So greife ich ganz Ägyptenland, und ich griff nichts. Doch ganz Ägyptenland bedrängte mich mit seiner Rede. Ihr werdet heute Nacht sterben, Pharao« Der Kranke erhob sich steif wie in Furcht und Zustimmung, kroch zu Hesi, klammerte sich mit Armen und Beinen an ihn, als erklettere er einen Baum, preßte und drückte ihn, und dann fiel er ab wie eine Frucht.

Hesi stieg hinab, vergiftet von dem Gedanken des riesigen Götzenkopfes, der wie ein Turm über dem Bergwerk zu wachen und gebieten schien, er lief durch die schwarze Nacht zu dem tiefsten Brunnen bei seiner Hütte, um den nun alle Insassen des Bergwerks versammelt waren, er vertrieb die Arbeitenden aus seiner

Tiefe in unablässigen Reden des Hasses, er fing selbst an zu arbeiten und zwang aus der Kraft vergebener Liebe die Willenlosen zu Werkzeugen seines Willens.

Es war wie ein Gesumm von wilden Wespen um die Tiefe. Immer neue Köpfe tauchten in den steinernen Kelch und sogen Empörung und Wut aus den Worten Hesis, der schlug und schlug, draufzu, draufzu, und dazwischen drohte und schrie wie ein Trunkener

»Packt sie! Steinigt sie! Sie sollen uns büßen, alle beide, für alle Pharaonen seit Ewigkeit, von denen keiner seinen Fuß hier hatte, seit Ewigkeit. Ah, sie müssen büßen für alle, die daheimgeblieben sind und nicht ein einziges Mal in dreißig und sechzig und achtzig Lebensjahren unser gedachten. Straft ganz Ägypten in ihnen! Soviel Menschen daheim, soviel Steine auf sie! Straft in ihnen alle, die jahrtausendelang im Nil getrunken haben und uns vergaßen und jene vergessen haben, die vor uns hier mit ihren Händen an den Felsen kratzten jahrtausendelang. Zerreißt sie! Laßt sie büßen selbst für alles Vieh, weil es sein Maul wässerte und hüpfte auf seinen Füßen und unser nicht gedachte, und für alle Vögel, die vor Freude flattern, weil sie ihr Herz geletzt und auf den Bäumen um uns nicht geklagt.«

Er brüllte heiß und lang auf und dann schüttelte sich sein Körper weinend in einem Krampf.

Oben wuchs ein Murren. »Holt eure Felshauen,« rief man, »hebt Steine auf! Packt sie fester!« Ein langer Mensch, der seine großen Hände aufhob und warnte, wurde in den Brunnen gestoßen, wo er mit gebrochenen Schenkeln wimmernd liegen blieb.

»Jedem soll es so ergehen, der widerspricht«, rief es oben.

»Ja, seid fest!« schrie Hesi, mitten an der Leiter hangend, und seine Seele buhlte mit Zait. Dann sprang er wieder herauf, unter seine Kameraden. »Laßt euch nicht durch Versprechen blenden. Sie werden euch Reichtümer verheißen, wenn ihr ihnen das Leben laßt, aber acht Tagereisen ist's nach Hause und in dreien seid ihr verschmachtet. Hört nicht auf sie! Tötet!

Süß wird das Weib des Pharao zu euch reden wie nie eine Frau. Ich höre es schon in beiden Ohren schallen, daß ich entrückt werde,

und muß es mit den Zähnen überknirschen. So wird sie zu mir reden: Hesi, du, ich schenke dir ein Haus und einen Weingarten, von Trauben blau und voll von alten Feigenbäumen, und du brauchst nicht selber ernten, Affen werden in den Kronen auf und ab klettern und die Früchte pflücken. Aber ich werde sie dafür erwürgen.

Und du dort, zu dir höre ich sie reden: Ich schenke dir einen fetten Acker, achtzig Worfelweiber und Schafe, die Saaten einzutrampeln samt Eseln, sie zu dreschen. Hörst du, laß ihr süßes Fleisch dich nicht betören, zertrümmre mit deinem Stein die Musik ihres Mundes!

Und ihr Weiber da, laßt mich euch die Geschenke nennen, bevor sie es tut, mit denen sie euch belügen wird. Hört, ich, Hesi, der Ärmste, ich schenke euch Kikibündel mit Saft für eure Lampen, Alabasterstützen in euer Bett und grüne Schminke, ihr, die ihr heut sterbt, ich schenke euch Kyphipillen aus Myrrhen, Ginster, milden Weihrauch und Honig, ihr Geierfraß, und schaffe euch Meerkatzen zum Spielzeug, Netze zum Vogelfang, ihr Stinkende und schon Verweste unter der Sonne, vor denen mir ekelt, ich schenke jedem von euch die Länder Tenu, Charu, Keft und Fenech, ihr Unrat und Kot in der Wüste!«

Bei diesen Worten brauste der Zorn eines vor Durst und Ohnmacht verrückten Weiber blindlings gegen ihn selbst auf, als rede schon die Königin, und ein Stein flog ihm an seinen erhobenen Arm. Er bückte sich, nahm ihn auf, zeigte ihn zärtlich und redete unter einem irrsinnig schluchzenden und schreienden Lachen:

»Seht, seht! Tut so gegen sie! So habe ich euch doch den Haß gelehrt, die Ehre der Unterdrückten und Zertretenen. Ihr seid ja Tote. Tote kann man nicht töten. Wohlan denn, säumt nicht mehr! Kommt, kommt!«

Dabei lief er voran und wälzte den Menschenhaufen gegen das königliche Lager. Rasch waren die Kamele hingeworfen und gebunden, die Wachen, Soldaten und Offiziere gefesselt, fortgeschleift und in die Schächte des Bergwerks gestürzt. Geschick und Kraft wogen wie nichts gegen die fünffache Zahl der rasenden Gegner, denn es waren nur wenig mehr Krieger in der Begleitung des Pharao, als für gewöhnlich mit den Lebensmittelkarawanen in die Wüsten zogen.

Hesi hatte sich zwei schwere Golderzklumpen als Waffe erlesen und schwang sie über sich, und sie gleißten von innen wie glühende Steine gegen Pharao und Zait. Die standen hoch vor ihrem Zelte. Haß zerrte alles in Hesis Gesicht gegen den zuckenden Mund hinab. In seinen beiden Augen lag aber nur Zait allein wie auf zwei Scheiterhaufen. Er sprang in großen Sätzen vor und wollte Zait packen, ganz gleich, ob er mit ihr gesteinigt würde, er wollte sie für sich allein in einen Winkel schleppen und sie erwürgen oder vergewaltigen. Er spolperte im Sprung und schlug hin. Sofort jedoch richtete er sich empor. Er hatte Geifer in den Mundwinkeln. Die Frauen entsetzten sich vor ihm, und ein paar Männer hielten ihn gar fest. Er heulte und winselte in ihren Händen.

Der Haufe quoll dicht im Kreis um Apaanchu und Zait auf. Da war es, als hätten Pharaos, des Sohnes der Götter, Haupt und das verwundert bleiche Gesicht Zaits, den Steinen befohlen, noch in den Händen der Empörer zu bleiben. Alle warteten, während das Feuer von den Fackeln und Bränden strömte, auf Worte, auf die Verteidigung ihres Königs. Der schwieg. Hesi verstummte. Da sagte Apaanchu unbewegt:

»Was wollt ihr?«

»Steinigen — — steinigen,« jammerte es in Chören, jammerten fern die Gebirge mit.

Der Pharao ging auf einen jungen Menschen, der sich vordrängte, zu, und gab ihm einen Backenstreich. Dann trat er einen Schritt zurück und hob die groß aufgetanen Augen gegen die strömenden Feuer, dann auf Zait, die wie aus Stein hinter ihm stand. Seine unverwirrte Gewalt erschreckte den Haufen der Sklaven, als hätte der Blitz jemand erschlagen. Seine Stirn war wie hundert von ihnen, seine Augen hundert, sein Mund, seine Hände. Nach langer Betrachtung Zaits sprach er:

»Grabt nach Wasser!«

Die Antwort war ein anschwellendes Geheul und einige lahme Steinwürfe.

»Ihr Toren!« schrie Apaanchu sie da an. »Was ladet ihr auf euch!« Und nach kurzem Beschluß, feierlich: »Ich schwöre euch bei den Göttern, Wasser wird springen, ehe es tagt. Und des zum Be-

weis befehle ich euch: Nehmt allen Wein und alles Wasser aus den Schläuchen, trinkt es, gießt es aus. Ich und die Königin begehren keinen Tropfen vor dem Trunk, den diese Berge bewahren. — Wollt ihr uns nun dennoch töten, wehe euch! Niemand wird euch in die Freiheit führen, wie es in meinem Herzen beschlossen war.«

Da ließen sie in schauerndem Verwundern ab, gegen Apaanchu und Zait vorzudringen. Viele warfen sich in Reue vor ihnen zu Boden und klagten sich an, viele wichen weit zurück, manche stürzten zu den Weinschläuchen. Und selbst Hesi wurde weich. In sein Hirn stieg ein Fiebertraum von Freiheit, und seine Augen wurden glücklich, Zait länger im Leben zu sehen. Ermattet kehrte er sich ab und stieg in den Brunnen unterhalb seiner Hütte, zu hämmern, zu graben. Er schickte alle fort, die ihm helfen wollten.

Sie gingen und verkrochen sich wieder in Hütten und Schachten. Der grausame Rausch der Verzweiflung war rasch vorüber. Jeder von den Aufrührern hörte seinen einsamen Tod in seine Ohren reden, ob er auch mit andern sprach oder sich qualvoll zum Schlaf ausstreckte. Viele folgten, in Haufen geteilt, mit ihren Fackeln wieder den Brunnenmeistern. Überall pochte es lastbar.

Apaanchu führte Zait langsam gegen Osten, ohne daß ihn jemand zu gehen hinderte. Außer Hörweite, in einem groben Steingeröll, blieb er stehen.

»Verzeih du mir meinen lügnerischen Schwur,« sagte er, »denn die Götter vergeben ihn nicht. Ich tat ihn nur, um eine Stunde für den Abschied von dir zu gewinnen, mein junges armes Weib. Du bist aufrecht und gefaßt wie ich: wir reisen nun nach Osiris Hallen. Laß sie drum unsern Trank aus Ägypten trinken, wir brauchen ihn nicht mehr.«

»Mich dürstet. — — Mich dürstet, Apaanchu.« Sie brach in ein schluchzendes Weinen aus. »Ich will nicht sterben. Mir graut vor dem Tode. Ewig will ich leben.«

Er stützte sie und schwieg. Dann redete er sanften Tones:

»Ich flehte zu den Göttern, daß sie mich nicht ewig leben ließen. Vor dem ewigen Leben befiel mich das Grauen. Es befiel mich so tief, daß ich weiter die Götter bat, sie möchten auch die anderen Menschen nicht ewig leben lassen, auch die geringsten nicht. Aber

mein Grauen war noch nicht gestillt, und ich betete sie an, sie möchten auch den Tieren ihr Leben nicht immer lassen, die doch keinen Besitz in ihren Händen und keine Weisheit in ihren Herzen haben. Sucht sie, flehte ich, in den Kronen und Rindenspalten der Bäume und unter den Felsplatten der Höhlen. Und sieh, die großen Götter haben all meine Bitten gewährt. Auch du bist von der göttlichen Gnade nicht ausgenommen, Zait, denn sonst könnte ich dich nicht so lieben wie jetzt.«

Zait erwiderte: »Ich danke dir für deine Bitte, Pharao, und danke den Göttern für die Gewährung. Wenn du mir nicht zuvorgekommen wärest, hätte ich vielleicht deine Bitte getan. Nun du aber vor den Göttern lagst und Gnade fandest, so bin ich betrübt, daß ich wiederkomme zu den Knien der Götter und nicht Gnade finde. Die Ungnade ist das, was auf mir lastet. Ich kann mich unter die Gnade nicht beugen, da sie mir nicht frei ist, sondern im Zwang wie eine Verachtung hingeworfen. Ich will nicht in der Sklaverei des Todes stehen!« Und schluchzend fügte sie hinzu: »Du mußt, du mußt mich leben lassen!«

Endlich faßte sie sich ein wenig und sprach in einer düsteren, gewaltsamen Verzücktheit: »Du, der Pharao, kannst nicht lügen. Und wenn du schwörst, ist es Wahrheit. Der Brunnen wird quellen! Und als sie unsere Tiere banden und unsre Sklaven fesselten und schlugen, wußte ich: Der Brunnen wird quellen. Es war mir alles wie ein sonderbares, erregendes Bild: die Augen schaudern, aber die Seele lacht. Die Glieder zittern vor Entsetzen, aber die Seele vor gieriger Freude. Der Brunnen wird quellen.«

»Die Brunnen quellen daheim, mein Weib, und der Nil leuchtet wie eine ewige Straße. Aber hier ist die Wüste. Hör, wie es im Schachte schallt: Fels — — Fels — — Stein bleibt Stein.«

»O, ginge erst die Sonne auf!«

»Die Sonne geht nicht auf.«

»Sie muß aufgehen und dich mir zeigen, fremder Mann«, sagte Zait unendlich bange. »Ich sehe dich nicht im Dunkel und rufe: Apaanchu, Apaanchu. — Ja, hier fühle ich dein Haupt, — hier deine Arme, — hier deine Hände. Wie aber fängt es die Seele an, die deine zu ertasten, die schon unterwegs ist nach den Hausungen der

Ewigkeit. Meine kann nicht mit, Apaanchu, kann nicht, sinkt unter in diesen häßlichen Steinen wie in einem See, gezogen wie von Geliebten: weil sie bleiben wollen und du nicht. Sie sinkt unter in den Schluchten dieses Bergwerks, in der Wüste, im Himmel, — sie wird von ihnen aufgesogen wie das Licht. Sie gehorcht mir ja nicht, wenn ich sage: komm, es ist Zeit aufzubrechen. Rufe sie mir zurück, Apaanchu, auf die Reise zu Osiri.«

»Ich brauche nicht rufen, weil ich sie bei mir fühle. Und auch deinen Leib will ich hegen, solang ich noch kann. Wenn die Steine geflogen kommen und wir bluten, will ich mein Gewand in Streifen reißen und deine Wunden einnüllen. Dann werden die herzlosen Steine fühlen, daß sie keine Macht über uns haben, und wütender dahergeflogen kommen, und ich will weiter Binden reißen und dich halten, und also werden wir sterben.«

»Auch ich möchte so, Apaanchu, mit dir gesteinigt werden und dich dein Gewand in Streifen reißen sehen und die Streifen um meine Glieder binden. Auch ich möchte sehr bluten, wenn wilder die Steine geflogen kommen und möchte leiden. Apaanchu, von meinen Gliedern wird nicht eins zu schmerzen vergessen, doch davor fürchte ich mich nicht, — aber dann, dann leben! Ich will unköniglich und bloß und preisgegeben in Scham knien, doch dann leben. Ich kann nicht sterben. — Wie ist diese Nacht grausam, o ginge doch erst die Sonne auf!«

»Zait, ist dies gar so schwer: die Sonne geht nicht auf?«

»Still, Kleingläubiger! Still! Ich weiß, sie geht auf. Schon wird es blau in Ägypten und strömt wie blaue Wehmut zwischen der Störche breitem Flug. Kann es denn sein, daß ich hier liege, finster und kühl, und dort in Ägypten wird es Morgen? Kann es dort Morgen werden, wenn ich tot bin?

Der Tauber gurrt: Das Tal ist hell, merkt es! Die Paviane heben ihre Pfoten zur Sonne auf. Und schon liegt die Welt überschwemmt von Liebe und ist reich an allem Segen. Die Vögel im Laube paaren sich und die Mäuse in den Scheunen. Die gelben Kornhaufen laufen über und selbst der Drescheresel darf von den Ähren naschen. O, alles Getier hat es besser als ich, noch die Wachtel, die vor dem Ichneumon zitternd im Papyruswald wohnt.

Der Morgen wird Mittag und der Mittag Abend werden und die Stunden werden bestehen. Muß denn ich nicht dabei sein, Apaanchu? Mir ist, als müßte ich immer dabei sein. Kannst du den Wind in einem Sack fangen, kannst du den Mond mit einer Binsenmatte auslöschen? Der Wind fährt aus und der Mond wächst feurig rund. Ich bin wie der Wind und ich bin wie der Mond. Kannst du denn zum Süden sagen: werde Norden? Kannst du zum Nil sprechen: lisch doch aus? Ich bin wie der Süden, ich bin wie der Nil, und du sprichst zu mir: lisch doch aus! Wie bist du fremd!

Ich sage doch ich und das ist, als sagte ich ewig. Und wenn ich das nicht darf, so hat mich all mein Leben belogen und ich muß es anders lernen. Warum fließt mir dann rasches Blut in den Adern und nicht fauler grauer Schlamm! — Wenn ich heute davon muß, so seien alle meine Leiden verflucht, denn sie waren zu tief dafür. — Und meine Freuden seien verflucht, denn sie haben mir nichts von dieser Nacht gesagt, und ich hätte sie früh erwürgen sollen. Meine Träume haben mich belogen, denn sie wußten nichts vom schnellen Tode. Ich fange an, sie recht zu sehen, gib mir Zeit!

Ich habe Freundinnen gehabt, das tut mir weh. Siehe, heut früh wird ein fremdes Schiff in den Hafen zu Memphis kommen, sie werden hinabgehen und Schmuck erhandeln, Purpurlaken und weiße Wurzeln, um das Bad zu süßen, Asantgewürz —: und ich beneide sie darum. Sieh, Apaanchu, dieser Neid ist auch zuviel Fessel für den Tod.

Ich bin ihnen feind! — —

Die Feindschaft ist am Leben überschüssig für das Sterben. — —

Und die Liebe ist überschüssig.

Ich will anfangen wie ein Schüler.

Ich beginne schon mit der Liebe, Apaanchu.«

»Arme, Verirrte du! — Was habe ich dir getan?«

»— — — Du hast mir dies getan, Apaanchu: daß ich sterben muß.«

»Oh! — Dich schlägt ein Gott mit Dunkelheit.«

»Schenke, schenke mir die Zeit für das Licht. Alle Dinge haben mich betrogen. Auch du, auch du, Apaanchu, hast mich betrogen, weil du mich geliebt hast. Liebe lügt ewigen Schimmer vor.«

»So hättest du auch mich betrogen, Zait, denn auch du hast mich geliebt.«

»Ja, Apaanchu, ich habe dich betrogen, aber jetzt betrüge ich nicht mehr. Ich habe dich losgelassen in meinem Frost, ich sinke in meine Einsamkeit.«

»Und mich treibt noch der Schmerz, daß du Untreue mir entschweben willst und doch nirgendwohin entschweben kannst, näher an dich heran.«

»— Apaanchu, so sind wir tief verschieden. Mit einer Wehmut jenseits der Liebe nehme ich diese Erkenntnis aus unserer Drangsal. Schenke mir Zeit, mehr zu erkennen: um deiner Liebe willen. — Vielleicht kommt aus der Erkenntnis auch meine Liebe noch zurück. Nein, faß mich nicht an! Nicht mehr. Vorbei ist dies alles.«

»Ich fasse dich an, weil ich mich schenke. Das ist alles, was ich jetzt kann.«

»Apaanchu! Das sind Worte ohne Sinn. Oder lehre mich ihren Sinn. Wenn ich erschlagen liege, wo ist dann dein Geschenk, Apaanchu? Nein, du kannst dich nicht schenken. — Nicht einmal den Stein kannst du mir schenken, der mich erschlägt. — —

Es ist grauenvoll, Apaanchu, ich sehe hell, wenn ich leben könnte, der Stein ist mir lieber als du. Er ist mir auch lieber als ich. Und die Luft, in der ich stehe, und der Weg, den ich trete. Erst müßte ich dir sie schenken und dann mich. — Du wärest sehr traurig ohne sie, im Leeren vor mir, und sehntest dich nach ihnen. Sprich, Apaanchu, muß ich denn die Steine, die mich töten werden, nicht mehr lieben als dich?!

Der Mensch ist dem Menschen das Fremdeste.

O, über die Ohnmacht, die die Götter uns gaben! Wie ekelt mich davor. Ägyptenland, Ägyptenland! könnte ich doch sprechen: Stank sei dein Meer wie eines Trunkenen Gespei! Ein Schwindel fasse Schilf und Rohr, und es breche um in seiner Schwäche! Ihr Berge, zertreten seid ihr, wie ein Töpfer Ton tritt! — O Traurigkeit!«

»Zait, ja! O Traurigkeit! Über dich, nur über dich. Nun fange auch ich an, dir fremder zu werden. Nie grollte ich dir, außer nun, um dieses Abschieds willen.«

Da schwiegen sie und horchten auf das Pochen in Hesis Brunnen.

Doch fern, oben in dem Götterkopf, wurde es lebendig. Viele Menschen stiegen hinauf, Fackeln irrten daran umher, aus seinen

Augen schien die Dunkelheit zu zucken. Etwas wie Murmeln und Rufen scholl in der Ferne.

Nach einer Weile wurde es in Hesis Brunnen still.

Hesi stieg die lange Leiter herauf, und als sein Körper zur Hälfte über die runde Brüstung ragte, blieb er stehen. Seine Hände glitten zuckend über die Holme und obersten Sprossen und fanden keine Ruhe. Sein Gesicht war verwandelt, mild und verklärt und wie schon verwesend. Er starrte lange zu Apaanchu und Zait hinüber. Nach einer Weile rief er laut, aus seiner Tiefe: »Zait!«

Die Königin erschrak und sagte dann zu Apaanchu: »Er ruft uns«.

»Du irrst. Er rief deinen Namen.«

Zait hatte ein paar Schritte auf den Brunnen zu getan, Apaanchu haschte sie bei der Hand und sagte: »Willst du folgen, wenn dein Henker dich ruft?«

Zait erwiderte: »Ja, es zieht mich. Rede ich mit ihm, so werde ich noch einen Hügel aus Worten zwischen mich und den Tod bringen. Ich will ihn anflehen, vielleicht läßt er sich erbitten. Nein, halte mich nicht, hindre mich nicht, du Fremder.«

Sie sagte diese Worte in traumhafter Kühle, so ganz in sich und alles abweisend, daß Apaanchu sehr erschrak und in ratlosem Entsetzen ihr folgte. Tu es nicht, wollte er flüstern, doch sie war in ihrem Göttlichen wie ein fremdes, geweihtes Tier, das man nicht anreden kann, und an ihrer menschlichen Würdelosigkeit hatte er keinen Teil.

Hesi erbebte, als er die Königin vor sich treten sah.

»Warum willst du mich töten?« fragte Zait nach einem Schweigen, bevor er geredet hatte.

»Damit du nicht länger lebst als ich«, sagte Hesi mit einer grausamen Innigkeit!

»Ja, das verstehe ich«, erwiderte Zait aus der Wahrheit ihrer jüngsten Wandlung.

»Doch ich will dich nicht mehr töten, damit ich nicht länger lebe als du. Ich will alle, die vorhin in meine Verzweiflung gestimmt und sich an dir vergangen haben, beschwören. Sie werden sich alle vor dir auf die Erde werfen und flehentlich Abbitte tun. — Und dann werden wir alle zusammen sterben. Dies ist unabwendbar.«

»Ich will dich nicht mehr hören, du Furchtbarer.«

Hesi schwieg und sah sie lange an.

Da Zait sich dennoch nicht zum Gehen wandte, siedete der Haß in Apaanchu empor, und er fuhr sie mit verzweifelten Worten an.

»— Apaanchu,« erwiderte ihm Zait, »ich habe dir gesagt: du hast keinen Teil an mir. Du hast nicht mehr Teil an mir als dieser dort.«

»Ein guter Kebsmann«, sagte Apaanchu bebend.

Zait erwiderte ihm nichts.

Doch Hesi sah die Königin an und sprach mit einer Stimme, die ruhig war, als erzähle er ein Märchen: »Ach, wie wollte ich dir dienen, einer Magd gleich. Ich wollte dir einen Schwan in glühender Asche braten, ihn mit einem Strohwisch abstäuben, dir Brombeeren zum Nachtisch suchen und dich in allem betreuen. —

Ach, und gingest du vor mir zu deinen Vorfahren, so würde ich dir das Scherbchen Weizen auf die letzte Reise messen. Die Töpferöfen sollten rauchen, und ich zöge dir viele Dienerinnen aus Ton daraus hervor, du solltest im Hause des Todes auch glücklich sein durch mich: Ein Zedernschiffchen mit Ruderern, einen Weinkrug aus Holz, Amulette, von mir mit Fleiß geschnitzt, alle Fülle — — vom Glücke in den Häusern des Lebens weiß ich nicht soviel, Königin. Wie wollte ich dir dienen.«

»Apaanchu!« rief Zait fast ohne Willen aus, wie wenn dieser sie schützen sollte.

Apaanchu antwortete in immer steigendem Zorn über das Gespräch: »Der Narr tut mir fast leid.«

Zait sagte verträumt: »Er tut dir leid?«

Apaanchu entgegnete, erzürnt über diese neue Güte gegen den Sklaven: »Nun, Leichenräuber, sprich nur, was du dieser zu schenken hast.«

Zait weinte über dieses Wort, doch Hesi sagte:

»Nichts, nur mich, und die kahlen Berge, auf denen unsere Füße stehen. Doch ich will dir nichts von dem Elend hier sagen. Doch dürfte ich's, es würde, indem du es hörtest, ganz sanft.«

»Erzähle denn, Hesi. Alles ist jetzt gleich. Jetzt und immer gilt nur, was ist in seinem Augenblick und was kommen wird. — Einst

war Apaanchu der Pharao, einst war Hesi ein Dieb, einst war Zait —«

Hesi fuhr fort: »Einst war Zait das Weib eines Sklaven im Wüstenbergwerk. — Du kommst in Bitternis und großes Geseufze. Zwar gehst du alle Tage nach Gold aus, doch bitter tuts, wo es dein Finger faßt. Die Schachte winden sich tief in den Stein, von der Sonne ab, doch stehe ich im Dunklen vielleicht mit magrem Lämpchen hinter dir und helfe dir, den harten Felsen mit Feuer spröde zu machen und mit Eisen zu spalten. Und wenn wir Kinder hätten, die müßten schon, was die Hacke abschlug, an ihre kleinen Brüste pressen und wegschleppen. Nein, graue dich nicht! Sie sterben selten in den Schachten, ihre Füße bekommen Schwielen, damit laufen sie ins Sonnige, sie laufen zu der Reihe der Männer, die in steinernen, groben Mörsern zerstampfen, was sie bringen. Sieh, vielleicht sitze ich an einem solchen Mörser und ein Sohn ist der Bote zwischen dir und mir.«

Apaanchu sagte geschüttelt, mit versiegender Stimme: »Erlaubst du ihm denn schon, von deinem und seinem Sohn zu sprechen?«

Zait erwiderte: »Ich hasse ihn ja, mir graut vor ihm, aber es liegt so weit wie Ägypten und ist so lügenhaft.« Dann schrie sie auf: »Ah laß! — Hesi, ich verbiete dir, von unserem Sohn zu sprechen!«

Hesi sagte: »Von unserm Sohn. Nun lag's doch in deinem Munde, das Holde.«

Apaanchu sprang zu und riß sein Schwert über den Sklaven empor.

Hesi lächelte und sprach: »Wie irrst du doch! Dein Weib und ich irrten nicht so. Es bleibt alles ein Spiel der Worte, bis das Ende —«

Apaanchu unterbrach ihn. »Du sollst nichts in ihr finden, was sie mit dir gemein hat und wäre es nur dies, daß ich irrte und ihr nicht.«

Zait schauderte auf und sagte: »Uns ist ja nichts gemeinsam.«

Und Hesi sagte: »Nein, Pharao, nichts. Denn sieh, was hier an Leben verfließt, ist alles einsam. — Zait und Hesi, sie stehn vielleicht einer dicht beim andern und mahlen Erzgestein auf den Mühlen,

aber ihre Zungen schlafen schwer. — Sie werden vielleicht zusammen Greise und sitzen krumm an schrägen Granitplatten und waschen und waschen: keiner aber spricht ein Wort.«

Apaanchu griff sich an die Kehle und unterbrach ihn mit lastbar gedämpfter Stimme: »Ach Zait, soll die Schmach, daß er so redet, noch nicht zu Ende sein?«

Zait sagte zitternd: »Es ist nur Spiel. Zum Gruseln, Apaanchu. Ich höre nur ein Abenteuer, das gewiß nicht für mich sein wird. Ich höre doch nur das Neue, das ich noch nicht kenne und das ich gerechter lernen will als das Alte. Das alte Leben wurde heute eitel Schmerz und nichts als weher Überfluß. — Wozu bist du und wozu ist dein Land mit allen den Vögeln aus Arabien, die jetzt, gesalbt mit Weihrauch, darüberhin fliegen?«

Als hätte sie sie gerufen, strichen vier magere Geier von den östlichen Felsen her im ersten Morgengrau über sie hin. Zait sagte ganz versunken:

»Wozu diese bunten Wickel Leben: Vögel? Ihr wart mir so freund einst, jetzt seid ihr mein Schmerz, mein Schmerz, der fliegt und der grüne Federn hat und hohle Posen und Schöpfe, Gekröse. Welch Überfluß, wozu? Ihr alle seid ein Stückchen meines Schmerzes und hebt es und tragt es und lebt es und sterbt es: ihr Ibisschwärme über den Sykomoren und ihr Pelikane im Morast, ihr Marabus, die ihr mit dem kahlen Kopfe mir zunickt und nickt, — und was du irgend nennen kannst. — Was von mir werdet ihr morgen sein und heben und leben und sterben? Überfluß meines Glückes vielleicht? Ich weiß nicht, laßt mich sinnen. — Und du, Apaanchu, du heißt es Schmach, wenn ich ein grauses Märchen noch anhören will, das dieser da im Munde hält, ein süßes —«

Da ließ Apaanchu sein Schwert aus der Faust fallen, nahm es auf, erhob es hastig und erschlug Zait.

Sie sagte im Sterben: »Siehst du, nun habe ich den Tod gelernt, du fremder Mann. Du aber?«

Hesi sprang über den Brunnenwall und wollte neben Zait niederstürzen. Der Pharao sprang ihm entgegen, und sie rangen miteinander. Hesi war müde und schwach, seine Knie zitterten, und er wehrte sich gegen Apaanchus würgende Hände nur wie gegen eine

Angst im Schlaf. Dann starb er wie ein Baum, dessen Zeit erfüllt ist.

Apaanchu nahm sein Weib auf seine Arme und trug es fort, um es zu begraben. Er ging über die Geröllhalde, auf der sie ihren Abschied genommen hatten, und suchte die kleine verdorrte Oase.

Die Späher zuhöchst um das Götterstandbild hatten nun deutlich gesehen, daß keine Tiere am östlichen Himmel aufgetaucht und wieder im Felsicht verschwunden waren, sondern eine zweite Karawane war nahe. Die Obersten der Kornspeicher, der Häuser der Gerechtigkeit und der Streitmacht von Ägypten hatten Rat gehalten, nachdem der junge Pharao in Übereile fortgezogen war, und einen zweiten Zug, reich an Wasser, Korn und allem Gut, ausgerüstet und am nächsten Tage dem andern nachgesandt.

Man suchte nun den Pharao, um es ihm zu melden.

Er schickte die Boten von sich und starrte ihnen nach, bis die neue Karawane in dem Bergwerk war. Dann befahl er Umkehr und Aufbruch, führte alle Überlebenden heim nach Ägypten und schenkte den meisten die Freiheit. Nur der Irre wurde vergessen und kam um, und seitdem liegt das Bergwerk verödet.

Oskar Loerke.

VIER GEDICHTE

EIN ERNTELIED

Ihr wißt, das alle Körner, die guten und die bösen,
sich aus verdorrten Ähren lösen.

Die einen fallen aus dem Scheffel auf die Tenne
und wandern durch den Höllenleib der Henne,
andre werden in den Mühlen zerrissen
oder brechen unter den Gebissen
hungeriger Pferde,
viele aber, die unbeirrt
des Weges gehen, suchen ihre Gräber in der Erde,
bis die Auferstehung in ihnen wurzelig wird.

Fragt nicht: Warum? Denn eure Frage verendet
schmerzhaft im unendlichen Gewölbe,
wenn ihr nicht glaubt, daß alle Körner dieselbe
Reise gehen, die sich im Leben ewig vollendet.

EWIGE STUNDE

Ich sah an einem himmelblauen Tag
nichts, als die wunderlichen Wolken wehn,
und fühlte meine Erde schaukelnd gehn,
auf der ich, süß vom Licht gekreuzigt, lag.

Die Stunde, die ich lebend so vollbrachte,
war weise wie ein hungeriges Tier,
ich wußte nicht mehr, daß ich selig lachte,
ich lachte, denn ich wußte nichts von ihr.

Als wiegte jemand ohne Aufenthalt
mich ewig fort von Tor zu Toren,
war ich plötzlich tausend Jahre alt
und plötzlich ungeboren.

AUF DER WALDWIESE

Föhren, die im Glanz des Mittags blauten,
drängten an die reife Wiese, hielten
tiefgespannt den Atem an und schauten
auf die Falter, die im Tanze spielten.

Als die Tänzer müde waren, boten
farbenlaute Blumen weiche Sessel
an, die gelben überschrien die roten,
blaue drängten vor die weiße Nessel.

Wolken, die vor Neugier schwollen, tauchten
aus dem Himmelsmeer, die Bäume hauchten
plötzlich mächtig auf, Applaus, das dünne
Donnnern eines fernen Hochgewitters,
wehte wogend über die Tribüne.

DER HEILAND

Wenn der Abend niederfällt
leise in die lauten Straßen
und die Lichter heimlich quält,
die erstehen und verblassen,
geht der Heiland durch die Stadt.

Mädchen führt er an den Händen
vor die bunten Fenster hin,
daß sie Gold und Seide fänden
für den törichtjungen Sinn,
denn der Heiland will erlösen.

Männer, die vor Sehnsucht brennen,
führt er weise dann herbei,
sündig wird er keinen nennen,
wer nur ehrlich brünstig sei,
denn der Heiland will erlösen.

Dann in Spielen und Konzerten
weckt er Geigen und Gesänge,
daß ein Rausch die wirren Herden
Leiden stundenlang verdränge,
denn der Heiland will erlösen.

Fällt die späte Nacht den Straßen
in den seligmüden Schoß,
um sich auszuruhen, blasen
Engel aus dem Sternenschloß:
Heil den Menschen, die erlöst sind!

Gottfried Kölwel.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

VII

WACH

Zwakh war vor uns die Treppen hinaufgelaufen und ich hörte, wie Mirjam, die Tochter des Archivars Hillel, ihn eben ängstlich fragte und er sie zu beruhigen trachtete.

Ich gab mir keine Mühe hinzuhorchen, was sie miteinander sprachen, und erriet mehr, als ich es in Worten verstand, daß Zwakh erzählte, mir sei ein Unfall zugestoßen und sie kämen bitten, mir die erste Hilfe zu leisten und mich wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Noch immer konnte ich kein Glied rühren und die unsichtbaren Finger hielten meine Zunge, aber mein Denken war fest und sicher und das Gefühl des Grauens hatte von mir abgelassen. Ich wußte genau, wo ich war und was mit mir geschah, und empfand es nicht einmal als absonderlich, daß man mich wie einen Toten herauftrug, samt der Bahre im Zimmer Schemajah Hillels niedersetzte und — allein ließ.

Eine ruhige natürliche Zufriedenheit, wie man sie beim Heimkommen nach einer langen Wanderung genießt, erfüllte mich.

Es war finster in der Stube und mit verschwimmenden Umrissen hoben sich die Fensterrahmen in Kreuzesformen von dem mattleuchtenden Dunst ab, der von der Gasse heraufschimmerte.

Alles kam mir selbstverständlich vor und ich wunderte mich weder darüber, daß Hillel mit einem jüdischen siebenflammigen Sabbathleuchter eintrat, — noch, daß er mir gelassen »guten Abend« wünschte wie jemandem, dessen Kommen man erwartet hat.

Was ich die ganze Zeit, die ich im Hause wohnte, nie als etwas besonderes bemerkt hatte, — trotzdem wir einander oft drei- bis viermal in der Woche auf den Stiegen begegnet waren, — fiel mir plötzlich stark an ihm auf, wie er so hin und her ging, einige Gegenstände auf der Kommode zurechtrückte und schließlich mit dem Leuchter einen zweiten, gleichfalls siebenflammigen anzündete.

Nämlich: sein Ebenmaß an Leib und Gliedern und der schmale feine Schnitt des Gesichtes mit dem edlen Stirnaufbau.

Er konnte, wie ich jetzt beim Schein der Kerzen sah, nicht älter sein als ich: höchstens 45 Jahre zählen.

»Du bist um einige Minuten früher gekommen«, — begann er nach einer Weile — »als anzunehmen war, sonst hätte ich die Lichter schon vorher angezündet.« — Er deutete auf die beiden Leuchter, trat an die Bahre und richtete seine dunklen tiefliegenden Augen, wie es schien, auf jemand, der mir zu Häupten stand oder kniete, den ich aber nicht zu sehen vermochte. Dabei bewegte er seine Lippen und sprach lautlos einen Satz.

Sofort ließen die unsichtbaren Finger meine Zunge los und der Starrkrampf wich von mir. Ich richtete mich auf und blickte hinter mich: Niemand außer Schemajah Hillel und mir war im Zimmer.

Sein »Du« und die Bemerkung, daß er mich erwartet habe, hatten also mir gegolten!

Viel befremdender als diese beiden Umstände an sich wirkte es auf mich, daß ich nicht imstande war, auch nur die geringste Verwunderung darüber zu empfinden.

Hillel erriet offenbar meine Gedanken, denn er lächelte freundlich — wobei er mir von der Bahre aufstehen half und mit der Hand auf einen Sessel wies, und sagte:

»Es ist auch nichts wunderbares dabei. Schreckhaft wirken nur die gespenstischen Dinge — die Kischuph — auf den Menschen, das Leben kratzt und brennt wie ein härener Mantel, aber die Sonnenstrahlen der geistigen Welt sind mild und erwärmend.«

Ich schwieg, da mir nichts einfiel, was ich ihm hätte erwidern sollen. Er schien auch keine Gegenrede erwartet zu haben, setzte

sich mir gegenüber und fuhr gelassen fort: »Auch ein silberner Spiegel, hätte er Empfindung, litte nur Schmerzen, wenn er poliert wird. Glatt und glänzend geworden gibt er alle Bilder wieder, die auf ihn fallen, ohne Leid und Erregung.«

»Wohl dem Menschen« —, setzte er leise hinzu, »der von sich sagen kann: Ich bin geschliffen.« — Einen Augenblick versank er in Nachdenken, und ich hörte ihn einen hebräischen Satz murmeln: Lischuosècho Kiwisi Adoschem.« Dann drang seine Stimme wieder klar an mein Ohr:

»Du bist zu mir gekommen in tiefem Schlaf und ich habe dich wach gemacht. Im Psalm David heißt es:

> »Da sprach ich in mir selbst: jetzt fange ich an: Die Rechte Gottes ist es, welche diese Veränderung gemacht hat.«

»Wenn die Menschen aufstehen von ihren Lagerstätten, so wähnen sie, sie hätten den Schlaf abgeschüttelt, und wissen nicht, daß sie ihren Sinnen zum Opfer fallen und die Beute eines neuen viel tieferen Schlafes werden, als der war, dem sie soeben entronnen sind. Es gibt nur ein wahres Wachsein und das ist das, dem du dich jetzt näherst. Sprich den Menschen davon und sie werden sagen, du seist krank, denn sie können dich nicht verstehen. Darum ist es zwecklos und grausam, ihnen davon zu reden. »Sie fahren dahin wie ein Strom —

> Und sind wie ein Schlaf,
> Gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird —
> Das des Abends abgehauen wird und verdorret.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer war der Fremde, der mich in meiner Kammer aufgesucht hat und mir das Buch »Ibbur« gab? Habe ich ihn im Wachen oder im Traum gesehen? — wollte ich fragen, doch Hillel antwortete mir, noch ehe ich den Gedanken in Worte fassen konnte.

»Nimm an, der Mann, der zu dir kam und den du den Golem nennst, bedeute die Erweckung des Toten durch das innerste Geistesleben. Jedes Ding auf Erden ist nichts als ein ewiges Symbol in Staub gekleidet!

Wie denkst du mit dem Auge? — Jede Form, die du siehst,

denkst du mit dem Auge. Alles was zur Form geronnen ist, war vorher ein Gespenst.«

Ich fühlte, wie Begriffe, die bisher in meinem Hirn verankert gewesen, sich losrissen und gleich Schiffen ohne Steuer hinaustrieben in ein uferloses Meer.

Ruhevoll fuhr Hillel fort:

»Wer aufgeweckt worden ist, kann nicht mehr sterben, Schlaf und Tod sind dasselbe.«

»— — kann nicht mehr sterben?« — Ein dumpfer Schmerz ergriff mich.

»Zwei Pfade laufen nebeneinander hin: der Weg des Lebens und der Weg des Todes. Du hast das Buch »Ibbur« genommen und darin gelesen. Deine Seele ist schwanger geworden vom Geist des Lebens«, hörte ich ihn reden.

»Hillel, Hillel, laß mich den Weg gehen, den alle Menschen gehen: den des Sterbens« — schrie alles wild in mir auf.

Schemajah Hillels Gesicht wurde starr vor Ernst.

»Die Menschen gehen keinen Weg, weder den des Lebens, noch den des Todes. Sie treiben daher wie Spreu im Sturm. Im Talmud steht: »Ehe Gott die Welt schuf, hielt er den Wesen einen Spiegel vor, darin sahen sie die geistigen Leiden des Daseins und die Wonnen, die darauf folgten. Da nahmen die einen die Leiden auf sich. Die andern aber weigerten sich und diese strich Gott aus dem Buche der Lebenden.« Du aber gehst einen Weg und hast ihn aus freiem Willen beschritten — wenn du es jetzt auch selbst nicht mehr weißt: Du bist berufen von dir selbst. Gräm dich nicht: allmählich, wenn das Wissen kommt, kommt auch die Erinnerung. Wissen und Erinnerung sind dasselbe.«

Der freundliche, fast liebenswürdige Ton, in den Hillels Rede ausgeklungen war, gab mir meine Ruhe wieder und ich fühlte mich geborgen wie ein krankes Kind, das seinen Vater bei sich weiß.

Ich blickte auf und sah, daß jetzt viele Gestalten im Zimmer waren und uns im Kreis umstanden: Einige in weißen Sterbegewändern, wie sie die alten Rabbiner trugen, andere mit dreieckigem Hut und Silberschnallen an den Schuhen — aber Hillel fuhr mir mit der Hand über die Augen und die Stube war wieder leer.

Dann geleitete er mich hinaus zur Treppe und gab mir eine brennende Kerze mit, damit ich mir hinaufleuchten könne in mein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich legte mich zu Bett und wollte schlafen, aber der Schlummer kam nicht und ich geriet statt dessen in einen sonderbaren Zustand, der weder Träumen war, noch Wachen, noch Schlafen.

Das Licht hatte ich ausgelöscht, aber trotzdem war alles in der Stube so deutlich, daß ich jede einzelne Form genau unterscheiden konnte. Dabei fühlte ich mich vollkommen behaglich und frei von der gewissen qualvollen Unruhe, die einen foltert, wenn man sich in ähnlicher Verfassung befindet.

Nie vorher in meinem Leben wäre ich imstande gewesen, so scharf und präzis zu denken wie eben jetzt. Der Rhythmus der Gesundheit durchströmte meine Nerven und ordnete meine Gedanken in Reihe und Glied wie eine Armee, die nur auf meine Befehle wartete.

Ich brauchte bloß zu rufen, und sie traten vor mich und erfüllten, was ich wünschte.

Eine Gemme, die ich in den letzten Wochen aus Aventurinstein zu schneiden versucht hatte, — ohne damit zurecht zu kommen, da sich die vielen zerstreuten Flimmer in dem Mineral niemals mit den Gesichtszügen decken wollten, die ich mir vorgestellt, — fiel mir ein und im Nu sah ich die Lösung vor mir und wußte genau, wie ich den Stichel zu führen hatte, um der Struktur der Masse gerecht zu werden.

Ehedem Sklave einer Horde phantastischer Eindrücke und Traumgesichter, von denen ich oft nicht gewußt: waren es Ideen oder Gefühle, sah ich mich jetzt plötzlich als Herr und König im eigenen Reich.

Rechenexempel, die ich früher nur mit Ächzen und auf dem Papier hätte bewältigen können, fügten sich mir mit einemmal im Kopf spielend zum Resultat. Alles mit Hilfe einer neuen, in mir erwachten Fähigkeit, das zu sehen und festzuhalten, was ich gerade brauchte: Ziffern, Formen, Gegenstände oder Farben. Und wenn es sich um Fragen handelte, die durch derlei Werkzeuge nicht zu lösen waren,

— philosophische Probleme und ähnliches —, so trat an Stelle des inneren Sehens das Gehör, wobei die Stimme Schemajah Hillels die Rolle des Sprechers übernahm.

Erkenntnisse seltsamster Art wurden mir zuteil.

Was ich tausendmal im Leben achtlos als bloßes Wort an meinem Ohr hatte vorübergehen lassen, stand wertgetränkt bis in die tiefste Faser vor mir, — was ich »auswendig« gelernt, »erfaßte« ich mit einem Schlag als mein »Eigen«-tum. Der Wortbildung Geheimnisse, die ich nie geahnt, lagen nackt vor mir.

Die »hohen« Ideale der Menschheit, die vordem mit kommerzienrätlich biederer Miene, die Pathosbrust mit Orden beklext, mich von oben herab behandelt hatten — demütig nahmen sie jetzt die Maske von der Fratze und entschuldigten sich: sie seien selber ja nur Bettler, aber immerhin Krücken für — — einen noch frecheren Schwindel.

Träumte ich nicht vielleicht doch? Hatte ich etwa gar nicht mit Hillel gesprochen?

Ich griff nach dem Sessel neben meinem Bett.

Richtig: dort lag die Kerze, die mir Schemajah mitgegeben hatte, und selig wie ein kleiner Junge in der Christfestnacht, der sich überzeugt hat, daß der wundervolle Hampelmann wirklich und leibhaftig vorhanden ist, wühlte ich mich wieder in die Kissen.

Und wie ein Spürhund drang ich weiter vor in das Dickicht der geistigen Rätsel, die mich rings umgaben.

Zuerst versuchte ich zu dem Punkt in meinem Leben zurückzugelangen, bis zu dem meine Erinnerung reichte. Nur von dort aus — glaubte ich — könnte es mir möglich sein, jenen Teil meines Daseins zu überblicken, der für mich, durch eine seltsame Fügung des Schicksals, in Finsternis gehüllt lag.

Aber wie sehr ich mich auch bemühte, ich kam nicht weiter, als daß ich mich in dem düstren Hofe unsres Hauses stehen sah und durch den Torbogen den Trödlerladen des Aaron Wassertrum unterschied.

Als ob ich ein Jahrhundert lang als Gemmenschneider in diesem Hause gewohnt hätte — immer gleich alt und ohne jemals ein Kind gewesen zu sein!

Schon wollte ich es als hoffnungslos aufgeben weiter zu schürfen

in den Schächten der Vergangenheit, da begriff ich plötzlich mit leuchtender Klarheit, daß wohl in meiner Erinnerung die breite Heerstraße der Geschehnisse mit dem gewissen Torbogen endete, nicht aber eine Menge winzig schmaler Fußsteige, die wohl bisher den Hauptpfad ständig begleitet hatten, von mir jedoch nicht beachtet worden waren: »Woher«, schrie es mir fast in die Ohren, »hast du denn die Kenntnisse, dank derer du jetzt dein Leben fristest? Wer hat dich Gemmenschneiden gelehrt — und — gravieren und — all das andere? Lesen, schreiben, sprechen — und essen — und gehen, atmen, denken und fühlen?

Sofort griff ich den Rat meines Innern auf. Systematisch ging ich mein Leben zurück.

Ich zwang mich in verkehrter aber ununterbrochener Reihenfolge zu überlegen: was ist soeben geschehen, was war der Ausgangspunkt dazu, was lag vor diesem und so weiter?

Wieder war ich bei dem gewissen Torbogen angelangt — — Jetzt! Jetzt! nur ein kleiner Sprung ins Leere und der Abgrund, der mich von dem Vergessenen trennte, mußte überflogen sein — — — da trat ein Bild vor mich, das ich auf der Rückwanderung meiner Gedanken übersehen hatte: Schemajah Hillel fuhr mir mit der Hand über die Augen — genau wie vorhin unten in seinem Zimmer.

Und weggewischt war alles. Sogar der Wunsch weiter zu forschen.

Nur eins stand fest als bleibender Gewinn: die Erkenntnis: die Reihe der Begebenheiten im Leben ist eine Sackgasse, so breit und gangbar sie auch zu sein scheint. Die schmalen verborgenen Steige sinds, die in die verlorene Heimat zurückführen: das, was mit feiner kaum sichtbarer Schrift in unserem Körper eingraviert ist, und nicht die scheußliche Narbe, die die Raspel des äußeren Lebens hinterläßt, — birgt die Lösung der letzten Geheimnisse.

So, wie ich zurückfinden könnte in die Tage meiner Jugend, wenn ich in der Fibel das Alphabet in verkehrter Folge vornähme von Z bis A, um dort anzulangen, wo ich in der Schule zu lernen begonnen, — so, — begriff ich, — so müßte ich auch wandern können in die andere ferne Heimat, die jenseits alles Denkens liegt.

Eine Weltkugel an Arbeit wälzte sich auf meine Schultern. Auch

Herkules trug eine Zeitlang das Gewölbe des Himmels auf seinem Haupte, — fiel mir ein, und versteckte Bedeutung schimmerte mir aus der Sage entgegen. Und wie Herkules wieder los kam durch eine List, indem er den Riesen Atlas bat: »Laß mich nur einen Bausch von Stricken um den Kopf binden, damit mir die entsetzliche Last nicht das Gehirn zersprengt«, so gäbe es vielleicht einen dunkeln Weg — dämmerte mir — von dieser Klippe weg.

Ein tiefer Argwohn, der Führerschaft meiner Gedanken weiter blind zu vertrauen, beschlich mich plötzlich. Ich legte mich gerade und verschloß mit den Fingern Augen und Ohren, um nicht abgelenkt zu werden durch die Sinne. Um jeden Gedanken zu töten.

Doch mein Wille zerschellte an dem ehernen Gesetz: Ich konnte immer nur einen Gedanken durch einen andern vertreiben und starb der eine, schon mästete sich der nächste an seinem Fleische. Ich flüchtete in den brausenden Strom meines Blutes, aber die Gedanken folgten mir auf dem Fuß, ich verbarg mich im Hämmerwerk meines Herzens: nur eine kleine Weile und sie hatten mich entdeckt.

Abermals kam mir da Hillels freundliche Stimme zu Hilfe und sagte: »Bleib auf deinem Weg und wanke nicht! Der Schlüssel zur Kunst des Vergessens gehört unsern Brüdern, die den Pfad des Todes wandeln, Du aber bist geschwängert vom Geiste des Lebens.«

Das Buch Ibbur erschien vor mir und zwei Buchstaben flammten darin auf: der eine, der das erzene Weib bedeutete, mit dem Pulsschlag, mächtig gleich einem Erdbeben, — der andere in unendlicher Ferne: der Hermaphrodit auf dem Thron von Perlmutter, auf dem Haupte die Krone aus rotem Holz.

Dann fuhr Schemajah Hillel ein drittes Mal mit der Hand über meine Augen und ich schlummerte ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

VIII

SCHNEE

Mein lieber und verehrter Meister Pernath!

Ich schreibe Ihnen diesen Brief in fliegender Eile und höchster Angst. Bitte, vernichten Sie ihn sofort, nachdem Sie ihn gelesen haben, — oder besser noch, bringen Sie ihn mir samt Kuvert mit. — Ich hätte keine Ruhe sonst. —

Sagen Sie keiner Menschenseele, daß ich Ihnen geschrieben habe. Auch nicht, wohin Sie heute gehen werden!

Ihr ehrliches gutes Gesicht hat mir — »neulich« — ‹Sie werden durch diese kurze Anspielung auf ein Ereignis, dessen Zeuge Sie waren, erraten, wer Ihnen diesen Brief schreibt, denn ich fürchte mich, meinen Namen darunter zu setzen› — soviel Vertrauen eingeflößt — und weiter, daß Ihr lieber seliger Vater mich als Kind unterrichtet hat, — alles das gibt mir den Mut, mich an Sie, als vielleicht den einzigen Menschen, der noch helfen kann, zu wenden.

Ich flehe Sie an, kommen Sie heute, abends um 5 Uhr, in die Domkirche auf dem Hradschin. †

Wohl eine Viertelstunde lang saß ich da und hielt den Brief in der Hand. Die seltsame, weihevolle Stimmung, die mich von gestern nacht her umfangen gehalten, war mit einem Schlag gewichen — weggeweht von dem frischen Windhauch eines neuen irdischen Tages. Ein junges Schicksal kam lächelnd und verheißungsvoll — ein Frühlingskind — auf mich zu. Ein Menschenherz suchte Hilfe bei mir. — Bei mir! Wie sah meine Stube plötzlich so anders aus. Der wurmstichige, geschnitzte Schrank blickte so zufrieden drein und die vier Sessel kamen mir vor wie alte Leute, die um den Tisch herumsitzen und behaglich kichernd Tarock spielen.

Meine Stunden hatten einen Inhalt bekommen, einen Inhalt voll Reichtum und Glanz.

So sollte der morsche Baum noch Früchte tragen?

Ich fühlte, wie mich eine lebendige Kraft durchrieselte, die bisher schlafen gelegen in mir — verborgen gewesen in den Tiefen meiner

Seele — verschüttet von dem Geröll, das der Alltag häuft, wie eine Quelle losbricht aus dem Eis, wenn der Winter zerbricht.

Und ich wußte so gewiß wie ich den Brief in der Hand hielt, daß ich würde helfen können, um was es auch ginge. — Der Jubel in meinem Herzen gab mir die Sicherheit, daß das Geschehnis fest stand als reifer Bau.

Wieder und wieder las ich die Stelle: »und weiter, daß Ihr lieber seliger Vater mich als Kind unterrichtet hat — — — — — —«, — mir stand der Atem still. — Klang das nicht wie Verheißung: »heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein?«

Die Hand, die sich mir hinstreckte, Hilfe suchend, hielt mir das Geschenk entgegen, die Rückerinnerung nach der ich dürstete, — würde mir das Geheimnis offenbaren, — den Vorhang heben helfen, der sich hinter meiner Vergangenheit geschlossen hatte!

»Ihr lieber seliger Vater« — —, wie fremdartig die Worte klangen, als ich sie mir vorsagte! — Vater! — Einen Augenblick sah ich das müde Gesicht eines alten Mannes mit weißem Haar in dem Lehnstuhl neben meiner Truhe auftauchen — fremd, ganz fremd und doch so schauerlich bekannt — — dann kamen meine Augen wieder zu sich und die Hammerlaute meines Herzens schlugen die greifbare Stunde der Gegenwart.

Erschreckt fuhr ich auf: hatte ich die Zeit verträumt? Ich blickte auf die Uhr: Gott sei Lob, erst halb fünf.

Ich ging in meine Schlafkammer nebenan, holte Hut und Mantel und schritt die Treppen hinab. Was kümmerte mich heute das Geraune der dunkeln Winkel, die bösartigen engherzigen verdrossenen Bedenken, die immer von ihnen aufstiegen: »Wir lassen dich nicht, — Du bist unser, — wir wollen nicht, daß du dich freust — das wäre noch schöner, Freude hier im Haus!«

Der feine, vergiftete Staub, der sich sonst aus allen diesen Gängen und Ecken her um mich gelegt mit würgenden Händen: heute wich er vor dem lebendigen Hauch meines Mundes. Einen Augenblick blieb ich stehen an Hillels Tür.

Sollte ich eintreten?

Eine heimliche Scheu hielt mich ab zu klopfen. Mir war so ganz anders heute — so als dürfe ich gar nicht hinein zu ihm. Und schon trieb mich die Hand des Lebens vorwärts — die Stiegen hinab. — —

Die Gasse lag weiß im Schnee.

Ich glaube, daß viele Leute mich gegrüßt haben, ich erinnerte mich nicht, ob ich ihnen gedankt. — Immer wieder fühlte ich an die Brust, ob ich den Brief auch bei mir trüge:

Es ging eine Wärme von der Stelle aus. — — —

Ich hörte hinter mir das Seufzen des Schlagpolsters, wie die Kirchentüre mich aufnahm, dann stand ich im Dunkel und der goldene Altar blinkte in starrer Ruhe herüber zu mir durch den grünen und blauen Schimmer sterbenden Lichtes, das durch die farbigen Fenster auf die Betstühle niedersank. Funken spähten aus roten gläsernen Ampeln.

Welker Duft von Wachs und Weihrauch.

Ich lehne mich in eine Bank. Mein Blut wird seltsam still in diesem Reich der Regungslosigkeit.

Ein Leben ohne Herzschlag erfüllte den Raum — ein heimliches geduldiges Warten.

Die silbernen Reliquienschreine lagen im ewigen Schlaf.

Aus weiter, weiter Ferne drang das Geräusch von Pferdehufen gedämpft, kaum merklich an mein Ohr, wollte näherkommen und verstummte.

Ein matter Schall, wie wenn ein Wagenschlag zufällt. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Rauschen eines seidenen Kleides war auf mich zugekommen und eine zarte schmale Damenhand hatte meinen Arm berührt.

»Bitte, bitte, gehen wir doch dort neben den Pfeiler, es widerstrebt mir, hier in den Betstühlen von den Dingen zu sprechen, die ich Ihnen sagen muß.«

Die weihevollen Bilder ringsum zerrannen zu nüchterner Klarheit. Der Tag hatte mich plötzlich angefaßt.

»Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Meister Pernath, daß Sie mir zuliebe bei dem schlechten Wetter den langen Weg hier herauf gemacht haben.« — —

Ich stotterte ein paar banale Worte.

» — — aber ich wußte keinen andern Ort, wo ich sicherer vor Nachforschung und Gefahr bin, als diesen. Hierher, in den Dom, ist uns gewiß niemand nachgegangen.«

Ich zog den Brief hervor und reichte ihn der Dame.

Sie war fast ganz vermummt in einen kostbaren Pelz, aber schon am Klang ihrer Stimme hatte ich sie wiedererkannt als dieselbe, die damals voll Entsetzen vor Wassertrum in mein Zimmer in der Hahn-

paßgasse flüchtete. Ich war auch nicht erstaunt darüber, denn ich hatte niemand anders erwartet.

Meine Augen hingen an ihrem Gesicht, das in der Dämmerung der Mauernische wohl noch blasser schien, als es in Wirklichkeit sein mochte. Ihre Schönheit benahm mir fast den Atem und ich stand wie gebannt. Am liebsten wäre ich vor ihr niedergefallen und hätte ihre Füße geküßt, daß sie es war, der ich helfen sollte — daß sie mich dazu erwählt hatte. — — — — — — — — — — — — — —

»Vergessen Sie, ich bitte Sie von Herzen darum, — wenigstens solange wir hier sind — die Situation, in der Sie mich damals gesehen haben,« sprach sie gepreßt weiter — — »ich weiß auch gar nicht, wie Sie über solche Dinge denken — —«

— »Ich bin ein alter Mann geworden, aber kein einziges Mal in meinem Leben war ich so vermessen, daß ich mich Richter gedünkt hätte über meine Mitmenschen«, — war das einzige, was ich hervorbrachte.

»Ich danke Ihnen, Meister Pernath«, sagte sie warm und schlicht. »Und jetzt hören Sie mich geduldig an, ob Sie mir in meiner Verzweiflung nicht helfen oder wenigstens einen Rat geben können.« — Ich fühlte, wie eine wilde Angst sie packte, und hörte ihre Stimme zittern. — »Damals — — im Atelier — — — damals brach die schreckliche Gewißheit über mich herein, daß jener grauenhafte Oger mir mit Vorbedacht nachgespürt hat. — Schon durch Monate war mir aufgefallen, daß, wohin ich auch immer ging, — ob allein, oder mit meinem Gatten, oder mit — — — mit — mit Dr. Savioli, — stets das entsetzliche Verbrechergesicht dieses Trödlers irgendwo in der Nähe auftauchte. Im Schlaf und im Wachen verfolgten mich seine schielenden Augen. — Noch zeigt sich ja kein Zeichen, was er vorhat, aber um so qualvoller drosselt mich nachts die Angst: wann wirft er mir die Schlinge um den Hals!

Anfangs wollte mich — Dr. Savioli damit beruhigen, was denn so ein armseliger Trödler wie dieser Aaron Wassertrum überhaupt vermöchte — schlimmsten Falles könnte es sich nur um eine geringfügige Erpressung oder dergleichen handeln, aber jedesmal wurden seine Lippen weiß, wenn der Name Wassertrum fiel. Ich ahne: Dr. Savioli hält mir etwas geheim, um mich zu beruhigen, — irgend etwas Furchtbares, was ihm oder mir das Leben kosten kann.

Und dann erfuhr ich, was er mir sorgsam verheimlichen wollte: daß ihn der Trödler mehrere Male des Nachts in seiner Wohnung besucht hat! — Ich weiß es, ich spüre es in jeder Faser meines Körpers: Es geht etwas vor, das sich langsam um uns zusammenzieht wie die Ringe einer Schlange. — Was hat dieser Mörder dort zu suchen? — Warum kann Dr. Savioli ihn nicht abschütteln? — Nein, nein, ich sehe das nicht länger mit an, ich muß etwas tun. Irgend etwas, ehe es mich in den Wahnsinn treibt.«

Ich wollte ihr ein paar Worte des Trostes entgegnen, aber sie ließ mich nicht zu Ende sprechen.

»Und in den letzten Tagen nahm der Alb, der mich zu erwürgen droht, immer greifbarere Formen an. Dr. Savioli ist plötzlich erkrankt, — ich kann mich nicht mehr mit ihm verständigen — darf ihn nicht besuchen, wenn ich nicht stündlich gewärtigen soll, daß meine Liebe zu ihm entdeckt wird —, er liegt in Delirien und das einzige, was ich erkundigen konnte, ist, daß er sich im Fieber von einem Scheusal verfolgt wähnt, dessen Lippen von einer Hasenscharte gespalten sind. — Aaron Wassertrum!

Ich weiß, wie mutig Dr. Savioli ist, umso entsetzlicher — können Sie sich vorstellen? — wirkt es auf mich, ihn jetzt gelähmt vor einer Gefahr, die ich selbst nur wie die dunkle Nähe eines grauenhaften Würgengels empfinde, zusammengebrochen zu sehen.

Sie werden sagen, ich sei feige, — und warum ich mich denn nicht offen zu Dr. Savioli bekenne, — alles von mir würfe, wenn ich ihn doch so liebe —: alles, Reichtum, Ehre, Ruf und so weiter, aber —« sie schrie es förmlich heraus, daß es wiederhallte von den Chorgalerien, — »ich kann nicht! — Ich hab' doch mein Kind, mein liebes, blondes, kleines Mädel! Ich kann doch mein Kind nicht hergeben! — Glauben Sie denn, mein Mann ließe es mir!? Da, da, nehmen Sie das, Meister Pernath« — sie riß im Wahnwitz ein Täschchen auf, das vollgestopft war mit Perlenschnüren und Edelsteinen — »und bringen Sie es dem Verbrecher, — ich weiß, er ist habsüchtig — er soll sich alles holen, was ich besitze, aber mein Kind soll er mir lassen. — Nicht wahr, er wird schweigen? — So reden Sie doch um Jesu Christi willen, sagen Sie nur ein Wort, daß Sie mir helfen wollen!«

Es gelang mir mit größter Mühe, die Rasende wenigstens soweit zu beruhigen, daß sie sich auf eine Bank niederließ. —

Ich sprach zu ihr, wie es mir der Augenblick eingab. Wirre, zusammenhanglose Sätze.

Gedanken jagten dabei in meinem Hirn, so daß ich selbst kaum verstand, was mein Mund redete. — Ideen phantastischer Art, die zusammenbrachen, kaum daß sie geboren waren. —

Geistesabwesend haftete mein Blick auf einer bemalten Mönchsstatue in der Wandnische. — Ich redete und redete. Allmählich verwandelten sich die Züge der Statue, die Kutte wurde ein fadenscheiniger Überzieher mit hochgeklapptem Kragen und ein jugendliches Gesicht mit abgezehrten Wangen und hektischen Flecken wuchs daraus empor.

Ehe ich die Vision verstehen konnte, war der Mönch wieder da. Meine Pulse schlugen zu laut.

Die unglückliche Frau hatte sich über meine Hand gebeugt und weinte still.

Ich gab ihr von der Kraft, die in mich eingezogen war in der Stunde, als ich den Brief gelesen hatte, und mich jetzt abermals übermächtig erfüllte, und ich sah, wie sie langsam daran genas.

»Ich will Ihnen sagen, warum ich mich gerade an Sie gewendet habe, Meister Pernath« — fing sie nach langem Schweigen leise wieder an. »Es waren ein paar Worte, die Sie mir einmal gesagt haben — und die ich nie vergessen konnte die vielen Jahre hindurch — —«

Vor vielen Jahren? Mir gerann das Blut.

»— — Sie nahmen Abschied von mir — ich weiß nicht mehr, weshalb und wieso, — ich war ja noch ein Kind — und Sie sagten so freundlich und doch so traurig:

»Es wird wohl nie die Zeit kommen, aber gedenken Sie meiner, wenn Sie je im Leben nicht aus noch ein wissen. Vielleicht gibt mir Gott der Herr, daß ich es dann sein darf, der Ihnen hilft.« — Ich habe mich damals abgewendet und rasch meinen Ball in den Springbrunnen fallen lassen, damit Sie meine Tränen nicht sehen sollten. Und dann wollte ich Ihnen das rote Korallenherz schenken, daß ich an einem Seidenband um den Hals trug, aber ich schämte mich, weil das gar so lächerlich gewesen wäre.«

Erinnerung!

— Die Finger des Starrkrampfes tasteten nach meiner Kehle. Ein Schimmer wie aus einem vergessenen fernen Land der Sehnsucht trat vor mich — unvermittelt und schreckhaft: Ein kleines Mädchen in weißem Kleid und ringsum die dunkle Wiese eines Schloßparks — von alten Ulmen umsäumt. Deutlich sah ich es wieder vor mir. —

Ich mußte mich verfärbt haben; ich merkte es an der Hast, mit der sie fortfuhr: »Ich weiß ja, daß Ihre Worte damals nur der Stimmung des Abschieds entsprangen, aber sie waren mir oft ein Trost und — und ich danke Ihnen dafür.«

Mit aller Kraft biß ich die Zähne zusammen und jagte den heulenden Schmerz, der mich zerfetzte, in die Brust zurück.

Ich verstand: Eine gnädige Hand war es gewesen, die die Riegel vor meiner Erinnerung zugeschoben hatte. Klar stand jetzt in meinem Bewußtsein geschrieben, was ein kurzer Schimmer aus alten Tagen herübergetragen: Eine Liebe, die für mein Herz zu stark gewesen, hatte für Jahre mein Denken zernagt und die Nacht des Irrsinns war damals der Balsam für meinen wunden Geist geworden.

Allmählich senkte sich die Ruhe des Erstorbenseins über mich und kühlte die Tränen hinter meinen Augenlidern. Der Hall von Glocken zog ernst und stolz durch den Dom und ich konnte freudig lächelnd der in die Augen sehen, die gekommen war, Hilfe bei mir zu suchen. —

Wieder hörte ich das dumpfe Fallen des Wagenschlags und das Trappen der Hufe. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

grell, von schwelenden Fackeln beschienen, die offene Bühne eines Marionettentheaters.

Zwakhs Policcinell in Purpur und Violett, die Peitsche in der Hand und daran an der Schnur ein Totenschädel, ritt klappernd auf hölzernem Schimmel über die Bretter.

In Reihen fest aneinander gedrängt starrten die Kleinen — die Pelzmützen tief über die Ohren gezogen — mit offenem Munde hinauf und lauschten gebannt den Versen des toten Prager Dichters Oskar Wiener, die mein Freund Zwakh da drinnen im Kasten sprach:

»Ganz vorne schritt ein Hampelmann,
Der Kerl war mager wie ein Dichter
Und hatte bunte Lappen an
Und torkelte und schnitt Gesichter.« — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bog in die Gasse ein, die schwarz und winklig auf den Platz mündete. Dicht, Kopf an Kopf, stand lautlos eine Menschenmenge da in der Finsternis vor einem Anschlagszettel.

Ein Mann hatte ein Streichholz angezündet und ich konnte einige Zeilen bruchstückweise lesen. Mit dumpfen Sinnen nahm mein Bewußtsein ein paar Worte auf:

VERMISST!
1000 fl Belohnung
Älterer Herr . . . schwarz gekleidet . . .
. . . . . Signalement:
. . . fleischiges glattrasiertes Gesicht . . .
. . . . . Haarfarbe: weiß . . . . . .
. . . Polizeidirektion . . . Zimmer . . . . .

Wunschlos, teilnahmslos, ein lebender Leichnam, ging ich langsam hinein in die lichtlosen Häuserreihen.

Eine Handvoll winziger Sterne glitzerte auf dem schmalen, dunklen Himmelsweg über den Giebeln.

Friedvoll schweiften meine Gedanken zurück in den Dom, und die Ruhe meiner Seele wurde noch beseligender und tiefer, da drang vom Platz herüber, schneidend klar — als stünde sie dicht an meinem Ohr — die Stimme des Marionettenspielers durch die Winterluft:

»Wo ist das Herz aus rotem Stein?
Es hing an einem Seidenbande,
Und funkelte im Frührotschein« — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

BERICHTIGUNG:

Das Gedicht »Aufwachen« im Heft 6 ist von Herrn Alfred, nicht Kurt Wolfenstein.

FESTSTELLUNGEN

Die Argonauten. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Ernst Blaß. Heidelberg, Richard Weißbach. — Wir erachten es als unsere schöne Pflicht, unsere Leser von dieser Zeitschrift in Kenntnis zu setzen, und wünschen den Argonauten gute Fahrt, die sie so glücklich begonnen haben, mit Orpheus als Geleitsmann und Lynkeus als Lotsen, dem Sänger und dem Späher. Es sprechen in diesem ersten Hefte außer dem Herausgeber (in herrlichen Gedichten und vortrefflichen Worten über Werfels »Wir sind«) A. Kronfeld, Leonard Nelson, Friedrich Burschell und Robert Musil. D. R.

Familie. Ein einfacher Mann las von Familientagen und wurde aufmerksam, daß es doch was schönes sei, so als Einzelner zu einer großen Familie zu gehören, die da alle Jahre einmal zusammenkäme, sich begucke und berate. Es ließ ihn nicht ruhen, und er forschte in dem Geäst und Verzweig seines Stammes und konstatierte erfreut eine stattliche Zahl — ich glaube es waren 74 — von Onkeln, Tanten, Vettern, Kusinen, Nichten usw. Und er hielt sich darin auf dem Laufenden, kümmerte sich — er hatte nichts zu tun und genoß in beschaulichem Alter seine guten Renten — um die 74, und hatte keine ruhige Stunde mehr. Eine weitläufige Familie ist bei den heutigen unruhigen Zeitläufen eine ununterbrochene Kette dramatischer Ereignisse meist nicht freudiger, sondern trauriger Art. Die Gesundheit unseres so kräftigen Mannes zerrüttete sich im Lauf eines Jahres beängstigend. Die Ärzte rieten ihm, dies und das aufzugeben. Er gab nichts auf — als seine Familie. Da erholte er sich rasch wieder. R. I. K.

Statistik. — Die Kriminalität nimmt mit der Kälte zu. Hat es 10 Grad unter Null, muß man die Sträflinge, die ihr Teil abgesessen haben, mit Gewalt aus den Gefängnissen bringen, in die sie sehr bald wieder einziehen, geärgert darüber, daß die Erlaubnis, in einem warmen Gefängnis zu weilen von dieser absurden Formalität abhängt, daß man was angestellt haben muß. Widerwillig stellen sie also was an. So wächst die Kriminalität mit der Kälte. — Eine andere Statistik: die Schweiz hat die meisten Selbstmörder. Ein frommes Land, ein gebirgiges Land, — deshalb die Selbstmorde? Tirol und die andern östlichen Alpenländer sind bergig und fromm, kommen aber selbstmörderisch erst an siebenter Stelle. Ist die Armut Ursache? Das sehr arme Irland liebt das Leben so sehr, daß es sich tötend an achter Stelle kommt. Der Reichtum? Preußen ist ein, man sagt, reiches Land, und kommt an zweiter Stelle. Da wäre ein Punkt. Aber England kommt an vierter und Armut gibt es eigentlich da nur in London. Immer noch bleibt die Schweiz unerklärt. Der Selbst-

mord hat wohl überhaupt keine sozial oder national oder religiös bestimmten Ursachen. Und was die Schweiz anlangt, so geht sie in der Selbstmordstatistik an der Spitze, weil — alle Engländer, die sich umbringen wollen, nach der Schweiz reisen. Ecco, sagt Herr Kerr. R. I. K.

Reik, Arthur Schnitzler als Psycholog. Bruns, Minden. — Dieses Buch psychoanalysiert Gestalten Schnitzlerscher Erfindung. Es nimmt ihre Seele heraus, setzt an ihre Stelle die der psychoanalytischen Theorie, konkludiert und siehe, zuweilen stimmen die Ergebnisse. Manche entlegenen Stellen der Werke erhalten dabei untereinander Verbindung, unterbücherliche Zusammenhänge tauchen auf. Oder doch die Möglichkeit solcher. Interessant ist das Buch.

Und ganz verblendet. Der Irrtum ist: Gestalten eines Dichters hätten eine kausal verständliche Seele. Sie haben aber nur eingeschobene und wieder abgebrochene Stücke davon, eine Benützung davon, oft nur den Schimmer. Das ganze Unterfangen geht darum von einer falschen Voraussetzung aus. Personen eines Dichtwerkes wie lebende Menschen behandeln, ist die Naivität des Affen, der in den Spiegel greift. Der Mensch im Buch ist nie bloß aus sich selbst zu verstehen, er ist nicht voll, sondern ausgestopft mit Absichten und Interessen des Dichters. Insgesamt ‹Psychologisches, Ethisches umschlossen› bilden sie das, was wir — wahrhaftig mit einem Noch-Fremdwort — das Ästhetische nennen. Es ist auffallend, wie unempfindlich Reik für sein Vorhandensein ist, wenn er sich eine Stelle zu erklären sucht.

Beweist durch diesen Irrtum Schnitzler nichts für die Psychoanalyse, so zeugt doch diese ein wenig wider ihn. Man erhält den beklemmenden Eindruck: Arthur Schnitzler sei kein ganz unwürdiges Objekt für sie. Dieser Wienerische Autor enthält, zieht man auch alle Entstellung ab, doch überraschend viel Sentimentalität. Spezies Beischlaf und Totenkopf, oder Liebesnacht und Duellmorgen oder Impostiertsein von verrucht komplizierten Bösewichten. Und ähnliche Dinge, die der — nicht wenig an die Manifestationen von spirits erinnernden — Banalität des Unbewußten entsprechen. Man fühlt es, wenn er melancholisch wird, wenn eine Welle von Stimmung heraufkommt, wenn er bedeutsam wird. Im — auch bei andren immer — trüben Schaffensgrund fühlt man es, wo das Werk nicht ganz über ihm zugewachsen ist. Auf diese Stellen legt Reik unerbittlich den lobenden Finger. Denn er zeigt uns tiefe ‹freilich vorpsychoanalytische› Ahnung eines großen Dichters.

Außer daß es Schnitzler in dieser Weise ein wenig kompromittiert, hat dieses Buch nichts an sich, was es aus der Fülle der psychoanalytischen Literatur aussondern sollte. Es ist nicht der erste Versuch, diese zur Klärung künstlerischer Fragen zu verwenden. Es ist auch kein Versuch, der sich durch besonders künstlerisches Gefühl von den übrigen auszeichnete. Er steht und fällt in seinem Wert mit ihnen. Ich halte alle Versuche für wertvoll, und die psychoanalytischen in ihren Ursprüngen für geistvoll. Sie gaben mehr oder doch anderes, als die gewöhnliche Psychologie gab und schienen auf viele Gebiete, wo dieser Wissenschaft Bedeutung zukommt ‹so gewiß auch auf die Ästhetik›, neues Licht zu werfen. Aber diese Abzweigung der Psychologie verfällt immer mehr in Lächerlichkeit.

S. Freuds Grundgedanken sind gewiß eine geniale Intuition und es steckt in ihnen eine große Möglichkeit für die sonst sehr sterile Psychologie des Emotionalen. Aber sie ist bis heute nicht zur wissenschaftlichen Wahrheit geworden. Statt daß man nach dem ersten Finderglück und der ersten Absteckung des Umfangs zur methodischen Durcharbeitung geschritten wäre, — soweit bis man den Kriterien genügt, die heute in der Wissenschaft von dem, was gelten will, gefordert werden, — ergoß man sich in eine völlig extensive, expansive, imperialistische Ausnützung der neuen Idee. Die Psychoanalyse wurde zum Universalschlüssel. Man weiß heute noch nicht, ob die Freudschen Grundgedanken richtig sind oder Modifikationen bedürftig, und die Anwendungen überschwemmen schon alles. Vom Herzbuben der Tarockkarten bis zum Volkslied erklärt sich alles aus Verdrängung infantiler Sexualität, Sexualität, Bisexualität und einigen wenigen andren Voraussetzungen. Wissenschaftlich organisierte Ideenflucht hat ein kultivierter Psychologe dieses hemmungslose Sichverbreiten genannt. Solche Eignung einer Hypothese zum alles erklären ist wissenschaftlich prima vista verdächtig, daß sich die Tatsachen panikartig einer Hypothese fügen, beweist immer etwas gegen die Hypothese. Auch die Pythagoräer lasen mit freudiger Überraschung im Wesen der Zahlen von eins bis zehn das Wesen aller Dinge und hatten doch manchen Entschuldigungsgrund für sich, der heute fehlt. V. S.

Der Einzug des van der Goes. — Es ist pedantisch, die Leute zu schelten, daß sie für das neue Bild aus Spanien in das Kaiser Friedrich-Museum gehen und seit Jahren für andere Bilder dort keine Zeit gehabt haben. Das Neue ist die liebenswürdigste Verführung, es ist das Dauerndste an unserer Jugend, und der van der Goes ist neu, trotzdem es sich um was altes handelt.

Dieses Alte trifft sich freilich sonderbar mit unserer Moderne, ein kaltes Bild und ein ungläubiges, man bemerkt eine gewisse Taubheit gegen das Allergrößeste in dem, was dargestellt ist. Nun ist aber Ungläubigkeit in jener Zeit Krankheit gewesen und van der Goes starb irrsinnig: auch dies reizt die Leute zum Besuch: les nerveux se cherchent.

Für unsere labilen Sinne ist das Bild also besonders lebendig. Unter die vollkommenen Schwerpunktes sichere Physiognomik der Eycks etwa sind durchaus porträtische Gesichter geschoben, in denen sich zu der flämischen Deutlichkeit etwas von der tückischen Beobachtung der Desequilibrierten mischt. Nun ist die Bindung der Frömmigkeit immerhin noch stark genug, um nicht die bloße Banalität, die wahllose Treffsicherheit dieses umgekehrten van Gogh triumphieren zu lassen, aber es gibt da doch nur Leben, wie die Gegenwärtigen es im Malerischen verstehen und zwar im besten Fall unerbittliche und durchkonstruierte Zufälligkeit. Aber in den geschweiften Ohrfeigengesichtern der Statisten durch die Fenster, in der querulanten Langweile des Kindes besteht dieser eigenwillige und eigentumslose Maler auf seiner schlimmen Anwartschaft.

Die bloße Malerei dieses Bildes ist höchster Bewunderung wert, wenn auch das Bild nicht ebenso hoher Sympathie. Selbst seine einseitigsten Bewunderer können unendlich von ihm lernen. Doch ist seltsam, daß die Hand des stehenden Königs dermaßen auf Wirklichkeitstäuschung gemalt ist, daß sie über die Bildebene

hinausfällt, also plötzlich vor jedem andern Gegenstand auf den Beschauer zu gesehen wird.

Jedermann kennt die Glückwünsche, die sich die Acquisiteure des Bildes erworben haben, ob dieses Bild gleichermaßen zu beglückwünschen sei, in dieser Stadt zu leben, das ist problematisch. Denn für die Zeit der ersten Sensation ist es peinlicherweise in den Raum des Genter Altares so gestellt worden, daß es die Seitenflügel dieses Schatzes fast verdeckt, auf diesen Seitenflügeln befinden sich Engel, die so wahrhaft vom Himmel auf diese Erde hinabgestiegen sind, wie sie von dieser Erde einmal hinaufschwebten. Aber diese brüskierten Bilder sind seit langem im Museum und lassen sich nicht noch einmal kaufen, sie sind zwar länger dort als irgendeiner der dort Angestellten, doch fehlt ihnen die Gabe beiderseits ersprießlicher Kooperation, durch welche sie sich von diesen angestellten Herren die richtige Schätzung erwürben. Aber wenn es für diese preußisch gewordenen Bilder im Museum eine Ehre ist, so bedeutende Historiker zu Direktoren zu haben, so ist es auch umgekehrt eine Ehre für diese Beamten, solche Bilder in ihren sinnlos gebauten Kammern zu haben, von denen die erste gleich mit einer toten Wand anfängt. Diese Ehre haben die betreffenden Herren augenscheinlich nicht empfunden, dafür waren sie jedenfalls nicht empfindlich, als sie die Eycks durch die Vorstellung des van der Goes verstümmelten: das fällt auf sie zurück, denn die Integrität eines schönen Bildes berührt das alles nichts. Für ein schönes Bild ist der korrespondierende Verwalter ein Kompositum von Bader ⟨für den Firnis⟩ und Zeremonienmeister ⟨für Platz und Illumination⟩, und weiter gar nichts, ein Kunsthistoriker montiert sich erst in den Zusammenhängen zwischen Bildern, und wie wenig schert das gerade ein Bild! Es kann freilich niemanden entlassen, es hängt an seiner verfinsterten Wand, während der Obskurant herumläuft. Aber dafür hat es die Aussicht, ihn zu überdauern, und diese Aussicht ist sicher wie der Tod.

Jedoch die Lebenden können nicht ebenso resigniert sein, es ist für sie alle unangenehm, daß man wegen Kunsthistorie, oder um den Wert des Ankaufs über alle Frage zu stellen, eine bis auf die Knochen symptomatische Rücksichtslosigkeit begeht. Diese Wissenschaft der Parallelen, die sich im Endlichen schneiden, hat sich hier wirklich ihr besonderes Symbol bereitet, indem sie zwei unvergleichlich schöne Bilder zu einander längs und mit dem Rücken auf dreiviertel Meter Abstand gestellt hat, — tröstlich nur, daß auch ein Bild seinen Rücken hat! R. G.

Hugo von Hofmannsthal, Die Wege und die Begegnungen. Erster Druck der Bremer Presse. — Mit diesem Stück Prosa in Nachtblau und Gold tritt die mit Spannung erwartete Bremer Presse zum erstenmal in die Erscheinung. Es handelt sich hier um anderes und um mehr als einen Verlag, um mehr auch als um das Buchgewerbe in Luxusdrucken. Die Bremer durchstöbern nicht die Druckoffizinen nach seltenen schönen Schriften, sondern sie schaffen sich ihr eigenes Letternmaterial, hier eine ganz admirable Antiqua mit holzgeschnittenen Initialen, Kopf- und Schlußstücken, nicht dem besten Binder auf dem Markte wird die Bindung übergeben, sondern es wird in der Werkstätte der Presse selber diese Arbeit besorgt mit ebenso großem handwerklichem Können als mit bestem Geschmack. Der leitende Gedanke

der Bremer Presse ist nicht, irgendwelche Bücher sehr gut herzustellen; hier dirigieren nicht kunstgewerbliche Absichten, sondern sie dienen einer Idee: diese ist bestimmend und so wurde auch alles Technische vollendet. Köstliche Arbeit wird hier nicht an ein Beliebiges oder Zufälliges verschwendet, sondern an in bestimmtem Geist Gewähltes; ein bedeutendes Programm ist aufgestellt und wird in diesen Drucken zur Erfüllung kommen, deren technische Vollendung als ein äußeres Zeichen sichtbar machen soll, was sich hier vollzieht: der Druck von des Tacitus Germania mit Borchardts Übersetzung mag zur Orientierung mehr noch und deutlicher dienen als diese kostbare kleine Prosa Hofmannsthals, welche des Dichters bekannte Art und Weise wiederholt: von Träumen schwere Luft um einen Gedanken spielend, der noch alle geburthafte Weiche hat und zur begrifflichen Deutlichkeit sich vielleicht nie verhärten kann. Wofür keiner wie Hofmannsthal den Ausdruck hat. Dem Schwebenden alle Schwere zu lassen und dem Enteilenden doch währende Gegenwart. Ganz subjektiv zu sein und doch den Dingen, den ungeänderten Wirklichkeiten ganz verhaftet. Wie gesagt: Borchardts Tacitus wird das Wollen der Bremer Presse deutlicher hinstellen vor die Wenigen, nicht jene, welche gutgedruckte seltene Bücher sammeln, sondern die, denen die Wiedergeburt des deutschen Geistes starke Not ist. B.

E. W. Bredt, Häßliche Kunst? Mit 50 Tafeln in Lichtdruck, C. Kuhn Verlag, München. — In der Einleitung gibt der Herausgeber als den kunstpädagogischen Zweck seiner ausgewählten Bildwerke an, jenen, die vom »Häßlichen« der neuen Kunst ablehnend sprechen, zu zeigen, daß dieses »Häßliche« auch in der ganz konventionell verehrten alten Kunst vorhanden sei. Also eine Aufgabe aus der Gegend des Kunstwartes: Belehrung des Spießbürgers über Dinge, die mit der Belehrung am allerletzten beizubringen sind. Zusammen damit geht dann selbstverständlich die Verflachung nicht nur, sondern auch die Fälschung des Problemes, das hier, in den Künsten, gar nicht beim rein Gegenständlichen liegt. Wäre das Gegenständliche in der Kunst auch nur im geringsten bestimmend, dann wäre ja auch das landläufige Urteil der Ahnungslosen, das um »Schön« und »Häßlich« geht, vollauf berechtigt, denn es gibt schöne und häßliche Gegenstände. Um seiner Aufgabe einen Sinn zu geben, muß der Verfasser geistige Proleten wie Rosenberg und ähnliche »Kunstkritiker« ernst nehmen, was man sonst wohl nicht tut. Die Gattung dieser Schreiber ist in einem ganz andern Kapitel abzuhandeln als in einem, das mit der Kunst zu tun hat. Das was der Banause für Kunst und Kunsturteil hält, muß ihm unbenommen bleiben. Kunstschaffen nicht nur, sondern auch Kunstaufnehmen ist keine allgemeine, erlernbare Fähigkeit. Man muß sich über das Verunglückte und Überflüssige des Textes mit den gut reproduzierten Bildern trösten, die, wenn auch nichts neues, so einiges altes bringen, das man gern immer wieder sieht, wozu wir aber nicht Klinger und nicht Dietz und nicht Böcklin rechnen, die da neben Rembrandt, Gaugin und Signac aufmarschieren. Woraus man sieht, daß der Verfasser, mehr Publikum als Künstler, mehr über das Publikum gedacht hat als über die Kunst. Was uns für einen Kunstkritiker nicht der rechte Weg scheint. B.

Der Dom in Gefahr. — Geistige Güter haben einen recht unmerklichen Tod

bei ihrer Beerdigung erst gibt es die argen Katastrophen, aber als Anzeigen nur Kleinigkeiten, Symptome, und Symptome sind die Feigheiten unter den Wahrheiten. Es gehört etwas Mut dazu, solche Wahrheiten zu sagen, während die Tatsachen noch zu schwach sind, sie zu tragen.

Die Berliner Feuerwehr wurde am 12. Februar dem Kaiser vorgestellt, zuerst in Parade, dann bei der Arbeit. Zu diesem zweiten Teil diente das nächstliegende und ungeeignetste Objekt in Berlin, der Dom von Berlin. »Die Feuerwehrleute stürmten in das Innere«, von außen wurde ein passender »bedrohter« Turm reichlich begossen und bestiegen, dann Halt gepfiffen, und die Kirche spielte bei den folgenden Demonstrationen nicht mehr mit.

Nun ist wahr, der Protestantismus hat keinen Übergang vom Diesseits zum Jenseits; seine Leitern reichen nicht in einem Stück zu Gott, und der Begriff der Heiligen ist also ziemlich beliebig. Aber obgleich dieser Glaube etwas vom Skelett hat, so besitzt er doch eine Epidermis und diese zarte Hülle müßte empfindlich sein, sonst wäre die ganze Sache im Kern tot. Es gibt auch sehr viele Leute noch, wenn auch bürgerlich und langweilig, die in der Kirche das Gotteshaus sehen und mit Bedeutung ihren Hut abnehmen und sich still verhalten, wenn sie dort sind. Es gibt sogar Leute, die nicht eigentlich gläubig sind, aber deren Pietät sich in den hergebrachten Formen bewegt, und das gehört sich so.

Und gerade dieses Gotteshaus, weil es dem Schloß gegenüberliegt, wird zum Voltigierbock für Feuerleute benutzt und zur Demonstration, wie geschickt sie Wasserstrahlen aussenden; dabei denkt man sich nichts, man kommt nicht »auf den Gedanken«, aber das beweist, daß man nichts fühlt und in einer anderen Luft lebt als die Dinge vertragen, die so verehrt sein sollen. Man ist nicht in Sympathie mit den Leuten, deren Achtung und Respekt den Thron schützen und man harmoniert unwissentlich mit denen, die ihrerseits alles tun, und dafür verworfen werden, daß sie die Kirche profanieren.

Die frommen Blätter und die Pastoren schweigen alle über diese Affäre, und es ist möglich, daß die Steine dieser undeutschesten Kirche nicht zu reden vermögen; wenn man ihnen aber die schon lahme Zunge ausreißt, darf man nicht jammern, wenn der rote Saft nachstürzt. R. G.

Stefan George, Der Stern des Bundes. Georg Bondi, Berlin. — Man weiß ja: der Kreis um George nahm nicht das Sublime seines Gedichtes auf, sondern seine naiv-blöde Überhebung, daß er die wahre Welt auf seinen Schultern trage, Heiland und Atlas in Einem, und daß sein Name heilige. Die ganz unfruchtbaren Jünglinge ließen sich mit Schauern heiligen, es entstand der »Kreis«, es verödeten die Blätter für die Kunst, und die »Jahrbücher für die geistige Bewegung« verkündeten, die Gründung des Reiches läge ganz und allein in ihrer Hand. Die Wasser, welche die abgestorbene Welt verdeckt und verschlungen hatten, liefen ab, und aus der Arche des Jahrbuches stiegen die »Geistganzen« und redeten. Nun ist auch mit diesem letzten Buche George selber zu ihnen getreten, ist »Kreis« geworden. Der Feind ist zu Boden gerungen, die »gute« Sache hat gesiegt; man zelebriert nicht mehr für den Kreis, sondern für jedermann, der 3 Mark Eintritt zahlt.

Der Tempel ist nach außen gestülpt, was sich, da er papieren war, leicht machen ließ. Man brennt denselben Weihrauch, man hat die gleiche Geste, dasselbe Wort: mit Betonung wird gezeigt, daß man gewonnen hat, oder »reussiert« hat. Oder man tut so, was ja auf dasselbe herauskommt in einer Zeit, wo der Kredit wichtig und entscheidend ist. Es ist nicht ganz deutlich, wer oder was der Stern des Bundes ist: man hat die Wahl zwischen einem Knaben, Maximin der Zweite vielleicht, oder — es ist widerlich dies sagen zu müssen — Gott. In einem andern Buche aus dem »Kreis« steht der Satz über George: »Es ist kein Zufall, daß er aus dem Schoß der Kirche kam.« Wir notieren diese vorsichtig nachbauende Schwenkung ins Neueste, Allerneueste nur. Pfäffisches war hier immer schon genug. Noch zu diesem neuen Buche zu sagen: es gießt noch einmal das Mißlungene, Matte im Siebenten Ring auf, hat Steigerungen zum Gedichte dort, wo das Liebeserlebnis mit jenem Knaben zu stärkerer Bildhaftigkeit drängt, und ist im Ganzen überlagert von den Schwaden Weihrauchs der Gottanbeter: George ist sich nun selber Mythus geworden. Alle Treuges und Heislers und Wolfskehls dichten in ihn hinein, aus ihm heraus: gerade daß er noch die Wortfüge gibt, erkennbar auch sie schon mehr aus ihm lieben Worten, die weder schön noch deutsch sind noch im Sinn der Sprache richtig gebildet. Und Gott, dies letzte Aufgebot dieses nicht einmal mehr in seiner Würde sicheren Mannes, sei ihm verboten. Der Seinen Namen so nennt wie George in diesem Buche, der betet nicht in seiner Stille, sondern macht vor Zuschauern einen theatralischen Kniefall. O. S.

Olaf Gulbransson, Fünfzig unveröffentlichte Zeichnungen. Herausgegeben von Alfred Mayer. München bei G. Müller. – Irgendwelche Fakten durch irgendeine Verwandtschaft untereinander zu koordinieren, das gibt oft einem ganz Irrealen das Aussehen eines Wirklichen. Irgendeine Zeichnung mit lauter Richtigkeiten, die auf den Eindruck des »Lebens« zielen, das ist nur eine ganz grobe Versammlung von Faktizitäten, die gar nichts miteinander gemein haben. Denn, die Realität ist ein ganz isoliertes und autonomes Faktum und besteht aus sich selber. Die Realität ist die Individualisation konfuser Fakten, ist ihre Verdichtung, der Punkt ist das realste Faktum und Ausgang der Linie. Setzt der Zeichner seine Linie aus Analogie oder aus Sentimentalität, so mißversteht er seine Kunst, so wie ein Mathematiker seine Wissenschaft nicht verstünde, der in ein Kalkül seine persönliche Abstammung oder seine Anschauung über das Frauenstimmrecht hineinbrächte. Das Wunder Rembrandtscher Zeichnung, das Delacroix begriff, ist ihre Illogizität, ist ihre Linie, die das reale Summum gibt, die Quintessenz der Fakten, ihr Dogma gewissermaßen. Die Kubisten dürfen sich auf diesen Satz nicht berufen, der ja nur eine intuitive Erkenntnis beschreibt, welche allein die künstlerische ist. Der Künstler, der sein Werk durch eine Rechnung zu gewinnen meint, verrechnet sich. So macht man Sessel, aber keine Bildwerke. Die Gesetzmäßigkeit, die wir nachher in einem Bildwerk finden, kam aus der Tatsache des Werkes, nicht ging sie ihr voran. Die Zeitung, in der Gulbransson sein Werk veröffentlicht, orientiert über ihn gar nicht, nicht einmal sentimentalisch; er ist nicht, was man einen Karikaturisten nennt, weder ist er das im Gefühl, das sich mit einem invertierten Pathos äußerte, noch in der Zeichnung,

die sich gar nicht in dem billigen Spaß der Übertreibungen ausgibt. Er fixiert das Flüchtige jeder Erscheinung in der Linie, die das intensivste Leben der Erscheinung mitteilt oder ausdrückt oder entscheidet. Er tut das so sicher und mit solcher spielenden Leichtigkeit wie keiner unter den heute Zeichnenden und drückt mehr aus als hundert malende Expressionisten. Er verzichtet auf keine Farbe, aber er kocht sie ein, bringt sie auf ihren Extrakt, er macht es sich schwerer damit, denn die Farbe kann mit ihrer Sinnfälligkeit berauschend überrumpeln. Er verzichtet auf jedes Modélé, aber er preßt das Plastische an die Peripherie, wo es Linie wird, und macht es sich schwerer damit, denn man kann um die Zeichnung nicht herumgehn wie um die Plastik. Er zeigt das Hinten mit, wenn er das Vorne zeichnet. Er bringt das immer etwas Kindliche, das Malerei und Plastik haben, in eine hohe Spiritualität, die ganz entmaterialisiert ist, von Malfarbe, Leinewand, Ton, Stein befreit. Hier braucht der Geist nicht mehr Materialien, um sich mitzuteilen, er drückt sich in sich selber aus, ohne ein stoffliches Medium und ohne das Verführerische, das die stofflichen Medien der Bildkünste schon für sich selber haben, — o die schöne blaue Farbe, o der schöne schwarze Stein! — Hier ist ein Buch über G. mit einem guten kurzen Text und vielen Blättern, die man nicht kannte. B.

Der Blick. Eine Kunstzeitschrift. – Es ist höchste Zeit, daß in der babylonischen Verwirrung heutigen Kunstschaffens und Kunstsehens eine reinliche Ordnung geschaffen wird. Daß hier wie in allen anderen Dingen Ordnung sein muß, daran wollen wir auch unter den widerlichsten Umständen festhalten. Ordnung heißt nicht Reaktion, heißt auch nicht Anpassung. Aber irgendwie Krach machen heißt auch nicht revolutionieren. Ächte Barthaare an Ölbildern definieren nicht nur keine neue Kunst — wenn neu in der Kunst überhaupt einen Sinn hat — sondern steigern nur die Chancen aller jener handgefertigter Scheußlichkeiten, welche, von der »Scholle« etwa hergestellt oder von Stuck, die sonst gute Stube des Bürgers verunzieren. Der Unsinn der einen treibt den unsicheren Kunstfreund mit Anführungszeichen in den Stumpfsinn der andern. — Kritiker und Kunstzeitschriften wittern etwas. Nicht nur die Händler. Die erstern merken, daß sie nicht mehr auf der Höhe ihrer Höhe sind. Also üben sie eine kleine Schwenkung nach links ein, aber ihr von Haus aus gebrechlicher Organismus kann die Bewegung nicht mehr vertragen, sie werden zu sitzen kommen zwischen dem von ihnen gewärmten Stuhl und dem andern, den wir ihnen wegziehen, um uns darauf zu setzen. — Die Kritiker denken in das Bild hinein und so immer daneben. Sie haben ein »Kriterium«, was immer sagt, daß man außerhalb der Sache steht. Und nicht in ihr. Sie treiben mit Bildern Mißbrauch, indem sie sie auf beiläufiges, ganz ungegründetes Theoretisieren beziehen, zu dem ihnen die Ästhetik nicht Recht gibt, weil sie keine haben. Oder sie konstruieren die Welt der Bildwerke vom Werke eines Malers aus, das sie zum Gesetze machen. Oder sie haben »Stimmungen« wie der Oskar Bie. Oder sie bestreiten ihren kritischen Aufwand vom Mißtrauen, indem sie so tun als wüßten sie schon das Wahre, aber es hätte in dieser verworfenen Zeit keinen Wert, es zu sagen. — Wir wollen alles das nicht. Wir wollen uns nicht um die Kunst kümmern als Draußenstehende, sondern von ihrem Erlebnis als von einer selbstverständlichen

Tatsache ausgehen. Wenn irgendwas auf der Welt, so hat die Kunst die größte Realität. Wir werden sehr subjektiv sein, gar nicht vorsichtig. Wir haben keine diplomatische, sondern eine menschheitliche Aufgabe. Und die Kunsthändler sollen uns schon ganz wurst sein. — — — So lautet ein Prospekt, den man uns schickt. Erscheint dieser »Blick« nicht, dann sind wir jedenfalls um keine Enttäuschung reicher.

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- U. AUSLANDES